

14 5. 36.

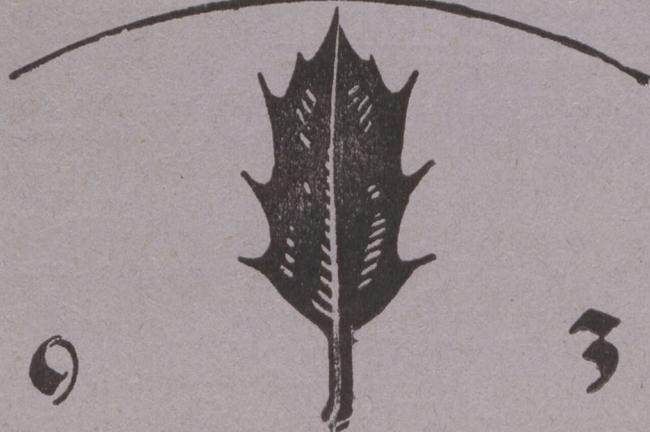


16 Jg.

Nr. 3



Eisab-Land
Lobkrieger
Heimat



137

1

9

3

6

Monatschrift für Heimatkunde & Touristik

Elsassland Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Édition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang.. 30 Frs. Auslandspreis: 7,50 Reichsmark od. 9 Schweizerfranken.

Inlandspreis für Einzelhefte .. 3.00 Frs. Auslandspreis: 75 Pfennig oder 90 Schweizercentimes.

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag „Elsassland - Lothringer Heimat“ in Guebwiller. — Postscheckkonto Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

Forces Motrices du Haut-Rhin

Secteur de Guebwiller

Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin

5, Rue de la République, 5

GUEBWILLER

Grosses Lager in

elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.

Sämtliche elektrische Haushaltungs-Apparate

in erstklassiger Ausführung.

Träume aus der Jugend erinnern Sie oft an die feinen Dragées der

Chocolaterie DARSTEIN

Man findet nirgends sonst eine so grosse und schöne Auswahl und so einzig gute Qualitäten. Jeder Geschmacksrichtung ist bei uns Rechnung getragen.

Unsere erlesenen Haselnuss- und Mandeldragées, unsere Dragées mit Spezialfüllungen aus echtem Mandelmarzipan, Croquant, feinen Liqueurs, Chocolat, Rahmkaramel, Himbeer, Aprikosen, Erdbeer, Orangen und Pistazien sind das beste vom besten.

Deshalb kaufen tausende treuer Kunden nur

Dragées DARSTEIN

aus einer der vier offiziellen Verkaufsstellen:

Strasbourg: Jungferngasse 3.

Alter Weinmarkt 20.

Langstrasse 16.

Filiale Haguenau: Landweg 44.

Wer

in der elsässischen Vergangenheit und Gegenwart **Bescheid wissen will**, der erwerbe sich

das gründliche und glänzend ausgestattete dreibändige Werk

DAS ELSASS VON 1870-1932

herausgegeben im Auftrag der Freunde des † ABBÉ Dr. HAEGY von J. Rossé, M. Stürmel, A. Bleicher, F. Deiber und J. Keppi

SOEBEN ERSCHIENEN: **BAND II.** Die Geschichte der politischen Parteien und der Wirtschaft.

BAND III. Geschichte der kulturellen und der religiösen Entwicklung.

PREIS DER BEIDEN BÄNDE: 125.— FRANCS.

AM 25. MAI ERSCHINT: **BAND I.** Die politische Geschichte. PREIS 90.— FR.

Fachleute der verschiedensten Parteirichtungen haben den ausserordentlichen Wert dieses einzigartigen Monumentalwerkes anerkannt.

Durch die «Union» Buchhandlungen zu beziehen.
ALSATIA-VERLAG — COLMAR



Elsass-Land Votivbilder Heimat

16. Jahrg.

MÄRZ 1936

3. Heft

Kirchliches Leben im alten Oberehnheim

Von O. Pisot

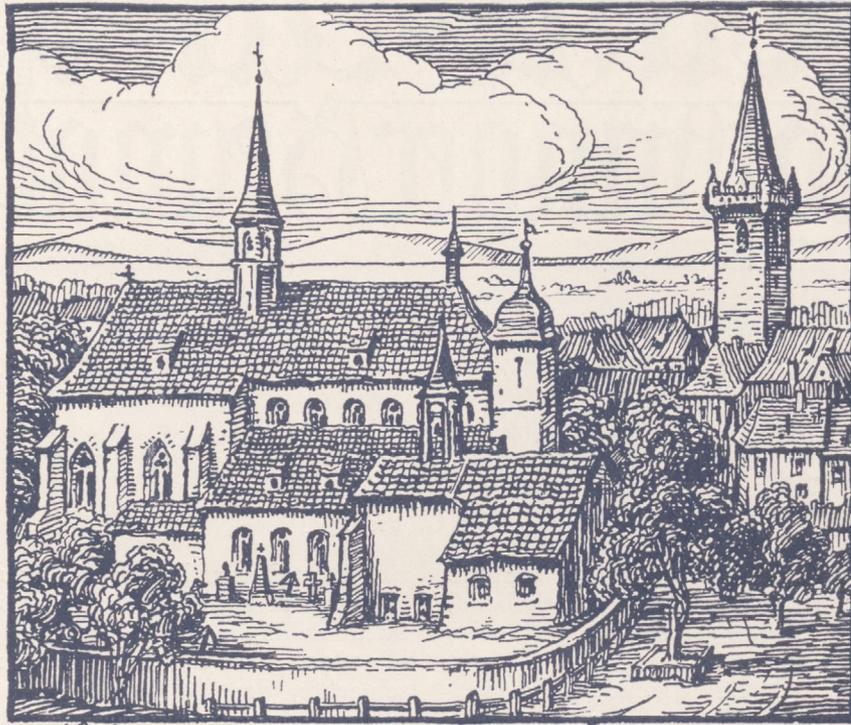
Wir erleben in unserer Zeit schwere Kämpfe gegen Glaube und Religion. Da wirkt es erhebend, wenn wir den Blick Jahrhunderte zurückschweifen lassen und erfahren, wie in alten Tagen christlicher Sinn innig mit dem bürgerlichen Leben verflochten war. An der Hand einzelner Tatsachen, die wir aus der kirchlichen Vergangenheit des alten Reichsstädtchens Oberehnheim anführen wollen, wird es uns möglich sein, tiefere Einblicke in die religiösen Verhältnisse jener fernen Tage zu gewinnen.

Als äusseres Zeichen kirchlichen Lebens mag schon die Zahl der bestehenden Gotteshäuser gelten. Oberehnheim, das sicherlich vor 500 Jahren kaum mehr Einwohner zählte als heute, besass eine stattliche Pfarrkirche. Beunruhigt durch den Umstand, dass diese Kirche ausserhalb der Hauptumwallung lag, liessen die Bewohner die Kapelle zu unserer lieben Frauen inmitten der Stadt vergrössern und zur Kapellkirche ausbauen. Jetzt war der Besuch des Gottesdienstes auch im Falle einer Belagerung gesichert. Oben auf dem Stadtberge, damals Kirchberg genannt, schaute die St. Katharinenkapelle weithin in die Lande. Am Abhange gegen Ottrott und St. Odilien schmiegt sich die St. Gangolfkapelle in das grüne Reb Gelände. Die Bechelerkirche lag hart am Kirchtor und die St. Wendelinskapelle in der Nähe der Märzgasse, der Vorstadt. Von der Kapelle «Zu unserer lieben Frau zur Stangen» rief ein Glöcklein die Beter herbei, und das abgesonderte Gutleuthaus besass für die armen Aussätzigen ein eigenes Kirchlein, der hl. Elisabeth geweiht. Auch das Spital nannte die St. Ehrhardskapelle sein eigen, und auf dem Friedhof erstand 1696 die Wallfahrtsstätte «Unter dem Oelberg».

Von diesen acht Kapellen sind leider die meisten schon längst den Kriegsgreueln zum Opfer gefallen und von Grund aus zerstört worden. Er-

richtet und geweiht waren sie zu Ehren der Heiligen, zu denen das Volk vertrauenden Sinnes Zuflucht nahm in den Nöten jener Tage, so der hl. Katharina, der Märtyrin aus königlichem Geschlechte, der Patronin der tugendhaften Jungfrauen, der Nothelferin bei Kopfleiden; dem hl. Wendelin, dem Einsiedler, der als Helfer galt bei Pest und Viehseuchen. St. Gangolf, einer edlen Familie aus Burgund entstammend, wurde von besorgten Müttern für die kranken Kinder angerufen, aber auch von Schlechtverheirateten oder solchen, die eine gute Heirat erstrebten. Der hl. Ehrhard, der die hl. Odilia taufte, war der Patron der Krankenhäuser. Ihm waren nicht allen unser Spital, sondern auch die meisten Krankenhäuser des Elsasses geweiht von Strassburg bis Masmünster. Alle diese Kapellen verdanken frommen und edelgesinnten Menschen ihre Entstehung, waren bedacht mit Pfründen, Stiftungen und Spenden und wurden eifrig besucht von Wallern und Betenden.

An bestimmten Festen und Tagen liessen in diesen Kapellen die Bruderschaften Messen lesen und Gedächtnisfeiern abhalten. Solche Bruderschaften waren rein religiöse Vereinigungen. Man berichtet von ihren Gründungen namentlich im 15. Jahrhundert. 1467 schliessen sich die «Smidknecht, Wagnerknecht und Karcherknecht» zu einer Bruderschaft zusammen und zwar «Gott dem Allmächtigen zu Lob, seiner würdigen Mutter Maria zu Ehren, allen lieben Heiligen und allem himmlischen Heere zu Dienst und Gefallen; allen gläubigen Seelen zu Trost, auch ihren und ihrer Nachkommen Seelen zum Heile bedacht.» Die Bruderschaft «Unserer lieben Frau», die 1597 erstand und heute noch besteht, wollte «Gottes Reich und seine Gerechtigkeit suchen; alles, was seiner göttlichen Allmächtigkeit zu Lob und Ehre gereicht, vollbringen; Gehorsam und Glaube er-



H. Bacher

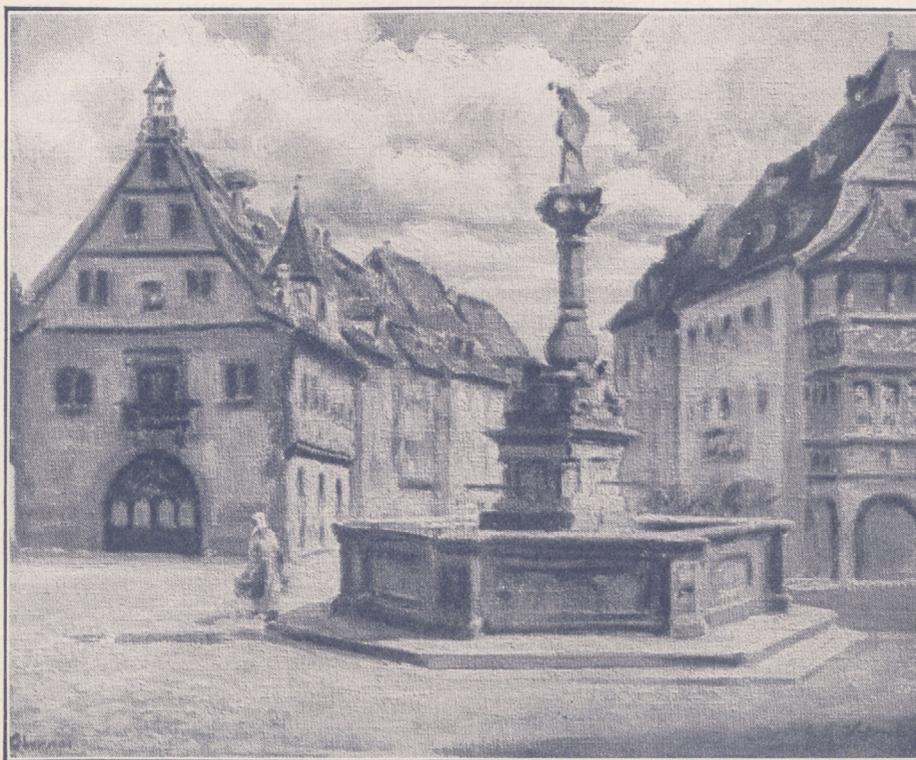
Oberehnheim, ehemalige Pfarrkirche mit Oelbergkapelle

halten und vermehren.» Sie ruft ihre Mitglieder im Laufe des Jahres fast in jede der genannten Kapellen. Noch spricht man in derselben Zeit von einer Sankt Gottes- und einer St. Sebastianbruderschaft, die sich namentlich der Unterstützung der Armen und Notleidenden widmeten. St. Sebastian war der Patron der Pestkranken. Pest und Ausatz waren im Mittelalter gefürchtete und nicht seltene Krankheiten.

Im Dorfe Bernhardsweiler, welches Oberehnheim unterstellt war, besorgte eine «Crutzbruderschaft» die Krankenpflege (1485). Nennen wir noch aus Oberehnheim die Bruderschaft der Weber und Tucher, der Müller und Bäcker, des «hl. Crützes Gezünfte» und unserer «Frauengezünfte». Nicht unerwähnt wollen wir eine Bruderschaft aus Ingmarsheim lassen, aus dem verschwundenen Nebendorfe, die Bruderschaft der Brüder und Schwestern «unserer lieben frauen vom hymelrich». Ihre Gründungsurkunde ist ohne Datum, liegt aber sicherlich um 1400 herum. Darin wird von den Mitgliedern, Männern und Frauen als Mitgliedsbeitrag ausser der Summe von 10 Schilling (50 frs.) das «beste kleid nach dem tode» verlangt. Dies war ein alter Brauch, dass beim «lipbefile» (Begräbnis) von den Erben der Kirche oder zu einem edlen Zwecke eine Gabe dargebracht wurde. Jede Schwester musste jeden Montag und jeden Samstag 50 Vaterunser und 50 Ave für die Verstorbene beten. Als im Jahre 1488 vier vornehme

Bürger beim Bischof Ruprecht von Strassburg vorstellig wurden, damit eine Bruderschaft aller «Krämer» des ganzen Bistums gegründet werde, war auch ein Oberehnheimer Bürger als Bittsteller dabei.

Wenn man die Satzungen dieser Bruderschaften mit den Artikelsbriefen der späteren Zünfte vergleicht, so erhellt daraus, dass das Zunftwesen aus den Bruderschaften hervorgegangen ist. Die Bruderschaften wurden mit Genehmigung, auf Anregung und stets vor einem Vertreter der Stadtbehörde geschlossen und «gelobt». Dies wundert uns nicht, wenn wir hören, dass in jenen Zeiten die Stadtoberkeit nicht nur um das leibliche sondern auch um das geistige Wohl der Bürgerschaft besorgt war. Nach einem Artikel im Stadtbuch von 1380 darf der Bürger in Oberehnheim «Singen und Gottesdienst» nicht versäumen; «dass man singen möge, oder aber die Stadtrume», heisst es klipp und klar. 1493 finden wir im Rügbuch die Verordnung: «Es sol ouch nieman uff suntag und ander firtag under den göttlichen ampten, under der Mess und der Bredig und under der vesper, im selhoff und im Bubengraben weder kegeln, spielen noch bleppern, by 2 Schilling» (10 frs.). Im Jahre 1570 beschliesst der Rat, alles zu fördern, was in Gottes Ehr, der Stadt zu Nutz und Frommen, der Bürgerschaft zum gottseligen Leben gereichen kann. Er stellt fest, dass die alten Verordnungen in Vergess geraten sind, alle



G. M. Valentin

Oberehnheim, Marktplatz

unziemlichen Laster zugenommen, des Allmächtigen Zorn erregt haben und dadurch Misswachs, Teuerung, Krieg, Pestilenz und andere mannigfache Plagen auf die Erde hat kommen lassen. Eine «Reformation guter Policey» soll Abhülfe schaffen und als Herrengebot jährlich feierlich am Schwörtag der Bürgerschaft verkündet werden. Die wichtigsten Punkte sind folgende :

1. Alle Bürger, Bürgerweiber, Söhne, Töchter und Dienstknechte sollen zu den Zeiten, wo man das Wort Gottes singt, liest oder predigt, die Kirchen fleissig besuchen, sich nicht auf den Gassen aufhalten und keine Arbeit verrichten. Wer dies tut, wer arbeiten lässt, über dem Bach klappern und waschen, zahlt 1 Schilling. (5 frs.)

2. Jeder Bürger soll zur Osterzeit sich dem Priester stellen, seine Wunden zeigen, Absolution und Vergebung seiner Sünden und das heilige hochwürdige Sakrament des Nachtmahls empfangen.

3. Gotteslästerung ist bei hohen Strafen verboten. Wer beim Namen Gottes, seiner hl. Marter, seinen Wunden, seinem Tod, den Sakramenten unseres Herrn und Seligmachers Jesu Christe leichtfertig, freventlich und bösslich schwören oder fluchen tut, wird mit Turm und Geldbusse bestraft.

«Cunrat Vogels knab, der mit dem pferd fort war, hat übel geschworen potz Herrn und potz Blut, sol 1 Pfund Wachs geben.» (1493)

Der S o n n t a g soll auch äusserlich würdig begangen werden. Wer am Sonntag ohne Rock oder Mantel auf der Strasse geht, bezahlt 5 Schilling (25 frs.) Strafe, und wer in der Stadt oder im Dorf am Sonntag mit dem Rollwägel oder sonsten etwas führen würde, dem soll man ohne Gnad zur Strafe 10 Schilling (50 frs.) abnehmen (1582). Recht warm wird der Besuch der Kinderlehre, des Katechismusunterrichts, Alten und Jungen wiederholt ans Herz gelegt. Wenn ein Bürger einem anderen Schaden im Felde, an Trauben, Nüssen, Birnen, Aepfeln, Kraut, Rüben, Zwiebeln, Bohnen, Erbsen und dergl. zufügt, so sollen diese dem Stättmeister bekannt gemacht werden. Dann wird sie ein Ratsbote alle Sonntage in der Kirche öffentlich ausrufen, dass jedermann die Felddiebe kenne. Die darauf gesetzten Strafen bleiben nicht aus. Zur Ausschmückung des Gotteshauses werden zu Weihnachten «Meyen» geholt, zu Ostern Palmen gehauen, eine Osterkerze gekauft, zu Lichtmess werden auf Kosten der Stadt «Lichter» geliefert. Die zehn Zunftmeister sammeln zu Pfingsten (1530) den Leutpriestern das Opfer ein, erhalten dafür 13 Batzen von der Gemeinde vergütet.

Dass die Hauptfeste des Kirchenjahres mit grosser Feierlichkeit und allgemeiner Beteiligung gefeiert wurden, liegt auf der Hand. An sie schlossen sich die drei Jahrmärkte an, ihre Feier erstreckte sich zuweilen auf mehrere Tage. Aber

am glanzvollsten wurde wohl das Fronleichnamsfest mit seiner feierlichen Prozession begangen. In allen Jahresrechnungen findet sie in irgend einer Form Erwähnung, keine Bruderschaft und keine Zunft bleiben da ohne Mitwirkung, Behörde und Bürger wollen das Fest verschönern, fremde Pfiffer (Spielleute) erscheinen, und Bürger gehen «in Harnisch». Nach der Rechnung des Heilgenpflegers wird Weihrauch auf diesen Tag eingekauft und im 17. Jahrhundert noch öfters «Rosmarin zu der Monstranz». Welche Verwendung der Rosmarin bei der Monstranz fand, ist nicht zu sehen. Die Pflanze fand im 15. Jhd. als Arzneipflanze mit dem Salbei Eingang in unsere Lande und war besonders durch sein duftendes ätherisches Oel beliebt. Rosmarin schmückt die Brautleute am Hochzeitstage, wurde aber auch dem Toten zur grossen Reise aufs kalte Herz gelegt. Wurde die Monstranz mit einem Sträusschen wohlriechenden Rosmarins geziert, oder verbrannte das bescheidene Kräutlein neben dem Weihrauch zu Ehren des Gottessohnes in Brotgestalt?

Feierliche Prozessionen waren in jenen Zeiten unstreitig eine der üblichsten Betätigung der religiösen Ueberzeugung und eine beliebte Form der Anrufung der göttlichen Hilfe. Ganz dem Zeitgeiste entsprach darum die Verordnung des Rates im Jahre 1590: «Dieweil vor Jahren unsere Altvorderen, Bürger und Ratsherren an Sonn- und Feiertagen (welches aber auch mehr in Abgang gekommen ist) mit den Priestern und Schülern um die Kirchen gangen sind. Damit aber solches wieder ins Werk, in die alten Fusstapfen getreten und löblichem christlichem Exempel nachgesetzt werde, ist derwegen durch meine Herren verordnet und erkannt, dass hinfür alle Bürgermeister, Ratsherren und der Stadtscheiber samt den zwei Ratsboten an Sonn- und Feiertagen, wann man mit der Prozession um die Kirchen geht, ordentlich mitziehen sollen und solches bei Straf von 6 Schilling» (30 frs.).

Prozessionen fanden hier statt im 15. Jhd.: auf Freitag nach dem 8. Tage nach Neujahr, Freitag vor Fastnacht und nach Mittelfasten, an St. Urban, am St. Marxtag, am Heiligkreuztag, am Ostermontag, im 16. Jhd.: in der Kreuzwoche, an Mariä Lichtmess, an St. Mathestag und am St. Jörgtag.

Man wallte wie heute nach den umliegenden Orten Bernhardsweiler, St. Nabor, Rosenweiler u. s. f. und jährlich um den Bann. Zuweilen (1444—1460) zog die Gemeinde bis nach Hohenburg, dem heutigen Odilienberg, entweder am Tage der hl. Sophie oder am Feste der Engelweihe (Engelkirwyhe). Bei diesen Prozessionen nach dem Odilienberg wurde auch die Monstranz (das Heiltum) mitgetragen. Zu der Bannprozession wurde am Vorabend das grosse Kreuz von Niedermünster abgeholt: dieses aus der Legende bekannte Kreuz war zwei und ein halb Meter hoch, kostbar mit silbervergoldeten Platten und mit Edelsteinen geziert und wurde bei der Bannprozession von den Chorherren des Stiftes Niedermünster zu Pferd begleitet.

Mit Prozession ging man 1475 zweimal um die Stadt «um Frieden», auch als 1469 der Wald brannte, während des Dreissigjährigen Krieges wegen des gefürchteten Anführers Mansfeld (1634), und 1652 war es ein Dankgang, als die schwedischen Truppen abgezogen waren. Wer nicht an der öffentlichen Prozession teilnimmt, wird nach den Einträgen zur Lieferung von 1 Pfd. Wachs verurteilt.

Eine ganz aussergewöhnliche Prozession wurde von Oberehnheim im Jahre 1624 mitten in den Kriegswirren veranstaltet. Die Reliquien der hl. Eugenia, verwahrt in einem goldenen Kästchen, das vor der Raubgier Mansfelds hierher geflüchtet worden war, sollte nach dem Odilienberg zurückgebracht werden. An dieser Prozession beteiligten sich die Bewohner aller Ortschaften der Umgebung, so dass sie sich zu einer eigenartigen Kundgebung gestaltete, die noch Jahrhunderte hindurch in Wort und Schrift im Volke weiterlebte. Ein Oberehnheimer Bürger schreibt von ihr um das Jahr 1800: «Es schien, als wenn das ganze himmlische Jerusalem sich auf die Erde herabgelassen hätte.»

Wir schliessen unseren Rückblick mit dem Wunsche, es möchte der echt christliche Geist heute und in Zukunft unser Bürger- und Volksleben, unser krankendes Wirtschaftsleben und unsere gesamte Kultur wieder mehr durchdringen und veredeln zum Segen und Heile der Menschheit.



Bauernsegen

Gedichte von L. Spielmann

I.

Alle sollten sich verneigen
Und den Boden küssen, der den Bauer trägt,
Während Gottes Gnade wie die Geigen
Sein Geflüster auf zum Himmel hebt.

Jedes Feld, so er mit Keuchen
Hinterm Pfluge gräbt und fettes Korn
In die Furchen sät und den Gesträuchen
Frucht entwendet überm Dorn,

Jeder Kirchgang, jede Messe,
Die er gläubig am Altare liegt,
Sind für Tausende Ablässe :
Tausende, die er besiegt.

Und den Memmen, die im Weinen
Niederstürzen vor des Todes Schein,
Den Verführten, wird um diesen einen
Hundertmal vergeben sein.

II.

Gott ist gnädig ! Dieses kleine Land,
Das ich lieben durfte wie die Väter,
Geb ich weiter meinem Kinde an die Hand,
Meinem Kinde mit dem gleichen Blutsgeäder.

Eine enge Kate nach dem Berg
Wird dem alten Mann genügen,
Doch wie selig wär es, das geliebte Werk
Einmal noch mit dieser Hand zu fügen !

Einmal noch in dem gepflügten Schein
Brauner Ackerfurchen stehn und schreiten
Und den Samenflug in den geweihten Reihn
Unersättlich in die Tiefen leiten !

Aber um die Enkel will ich weiter sein,
Bis sie Meister werden mit der Erde
Und ich, leicht vergessen, von dem Hof feldein
Zu dem Himmlischen gerufen werde.

III.

Teure Freunde, wenn ich sterben werde,
Soll kein weinendes Verzweifeln sein.
Mit den vielen, die ich drunten liebte,
Werd ich weiterhin zusammen sein.

Gott der Gute, der sich an den Früchten
Seiner Erde labte, wird die Hand
Wie ein Zeichen heben, und der Tote
Schaut noch einmal heimatliches Land.

Und er sieht, die vor ihm starben,
Immer noch in schweren Reihn
Schweigend ihre Sensen schultern
Und die Gläser reichen und den Wein.

Und er sieht, den Keim in dunkler Furche,
Den der Winter nahm in seine Ruh,
Decken Hunderte gen Flut und Kälte
Zärtlich mit den Leibern zu.

Bester Freund, du darfst es ruhig glauben,
Dass ich mit der grossen Totenschar
Unermüdlich weiter auf dem Acker hause,
Der das Göttlichste in meinem Leben war.

Un vieux prophète

On me raconte que dans une localité du Val de Villé vivait vers 1830 un vénérable vieillard du nom de L...ette. Il était nonagénaire et avait vu les jours de la Terreur sous la grande Révolution. On le voyait aussi dans les grandes soirées d'hiver, car les bonnes familles de St... l'invitaient souvent pour l'entendre raconter du temps passé et pour prêter une oreille attentive à ses conseils et ses prédictions qui lui valurent le nom de vieux prophète.

«Mes chers amis, disait-il, il viendra un temps, où après une grande guerre, les vieillards de 70 ans et les garçons de 16 ans verront faire la paix. Les ravins des champs produiront encore assez pour nourrir les hommes qui resteront.

Après cette grande guerre qui guérira le monde, il en restera encore de ceux qui, en rentrant, sèmeront de nouveau de la mauvaise semence pour pervertir le monde.

Beaucoup de commerce sera détruit et on retournera de nouveau plus à l'agriculture.

Après cette guerre, il y aura de terribles tremblements de terre qui détruiront de grandes villes.

Il y aura de grands oiseaux dans l'air qui feront du bruit comme les lourdes voitures et causeront beaucoup de mal.

L'heure viendra où l'on verra des hommes qui se conduiront eux-mêmes sur des machines à deux roues, ce sera bien curieux.

On verra des diligences qui marcheront sans chevaux. Il y aura des maisons sans portes et des portes sans maisons.

Les femmes porteront des chapeaux avec des plumes qui ressembleront aux coiffes des grenadiers de la garde.

Elles porteront aussi des coiffures et des jaquettes à la façon des hommes.

Un certain temps elles mettront des chapeaux tellement larges qu'il faudrait presque élargir les portes pour qu'elles puissent entrer.

Elles auront des robes à grandes queues ornées de boutons de la tête aux pieds.

La vanité et la gloriole seront si grandes que, quand viendront les mauvaises années, les femmes offriront une hottée pleine de leurs jabots et dentelles pour avoir un panier de pommes de terre.

Il viendra un temps où l'on mettra des oreilles d'âne aux chevaux.

Les forêts deviendront si claires qu'on verra d'un bout à l'autre, car il y aura des routes partout.

Les bois seront aussi bien gardés que les jardins et les gardiens s'appelleront les verts.

Sur les fenêtres des maisons on ne verra plus sécher des fromages, les pots de fleurs remplaceront les pots au lait.

V. Kuentzmann.



Photo
H. Frédéric

Près de
Lapoutroie



Lithogr. Feroy

St. Amarin

Der hl. Amarinus und sein Kult

Von L. Pflieger

Eines der schönsten Täler der Vogesen ist das von der munteren Thur durchflossene St. Amarintal. Seinen Namen verdankt es einem heiligen Einsiedler und Klostergründer, St. Amarinus, der im 7. Jahrhundert ins Elsass kam. Um das Andenken an diesen heiligen Mann wieder aufzufrischen und seine Verehrung im gläubigen Volk des Tales wieder neu zu erwecken, hat der Pfarrer von St. Amarin, Jules Gava, nicht nur eine Kapelle in der Pfarrkirche als würdige Kultstätte für den Heiligen eingerichtet, sondern er hat auch als bewandeter Historiker, dem wir schon manche lehrreiche Schrift verdanken, nunmehr auch dem Heiligen und seiner Verehrung eine lesenswerte und interessante Broschüre gewidmet, der wir das Folgende entnehmen, ebenso einige der Bilder, deren Abdruck uns der Verfasser freundlichst gestattet hat.¹⁾

Das wenige, was uns über den hl. Amarinus bekannt ist, erfahren wir aus der uralten Lebensgeschichte des hl. Präjektus, der im 7. Jahrhundert Bischof von Clermont in der Auvergne war. Auf einer Reise an den Hof des Merovingerkönigs

Childerich kam er nach dem kleinen Kloster Doroangus im Tal der Thur, das von dem hl. Amarinus gegründet war, der hier mit einigen Brüdern in grosser Armut Gott diente. Amarinus war zur Zeit, als Präjektus ihn besuchte, an heftigem Fieber erkrankt und wurde durch Präjektus auf wunderbare Weise geheilt. Als Präjektus wieder in seine Heimat zurückgekehrt war, suchte ihn Amarinus auf, wurde aber mit ihm wegen angeblicher Erbschleicherei von merovingischen Höflingen am 25. Januar 674 zu Volvic bei Riom in der Auvergne ermordet. Das Volk verehrte sie als Märtyrer.

Amarinus war ein Schüler des grossen irländischen Missionars Columban und verliess die von Clumban gegründete, berühmte Abtei Luxeuil, um die noch immer im Heidentum lebenden Bewohner der Vogesentäler zu bekehren. Der fränkische Hausmeier Warnachar gab ihm im Thurtale Grund und Boden, wo er das kleine Kloster Doroangus zu Ehren des hl. Martin gründete. In dem Namen Doroangus, den manche Forscher irrtümlich mit dem Thanner Rang in Beziehung setzten, steckt aber vielmehr der Name Thur, das Wort Angus



Gotisches Reliquiar der Kirche zu St. Amarin sc. V. Jaeg

ist ein altes Wort für Wiese, Au. Wenn der Ort später nicht nach dem Klostergründer benannt worden wäre, so würde das Städtchen St. Amarin heute sicher Thurwangen oder Thureau heissen.

Wann die Oertlichkeit den Namen St. Amarin erhielt, können wir nicht mit Sicherheit bestimmen. Wahrscheinlich geschah es wenige Jahrzehnte nach seinem Tode, als beträchtliche Teile der Reliquien des Heiligen von Volvic nach dem von ihm gestifteten Kloster Doroangus übertragen und in der Klosterkirche beigesetzt wurden. Hier bildeten sie das Ziel zahlreicher Pilger und verschafften dem Kloster grosses Ansehen. Zum erstenmal tritt der Name urkundlich auf im Jahre 1101. Durch Karl den Grossen war das Kloster der reichen Benediktinerabtei Murbach geschenkt worden, in deren Besitz es verblieb. Murbach verwandelte später das Kloster St. Amarin in ein weltliches Chorherrenstift, dessen Insassen ein freieres Leben führten als die an die strenge Klosterregel gebundenen Mönche, aber zum gemeinsamen Chordienst, zum Absingen des täglichen Brevieroffiziums zu bestimmten Zeiten des Tages und der Nacht verpflichtet waren. Im Jahre 1191 bestätigte Papst Coelestin III. dem Stift seine Freiheiten und zahlreichen Besitzungen, aus denen die Stiftsherren ihren Unterhalt bezogen.

Das Stift St. Amarin, dessen Stiftsherren auch die Seelsorge in dem Ort ausübten, blieb immer in Abhängigkeit von der Abtei Murbach. Die Aebte von Murbach regelten das Leben der Stiftsherren durch besondere Satzungen und bestimmten deren Einkünfte. Oft kam es zu Streitigkeiten zwischen dem Stift und den Aebten wegen der beiderseitigen Rechte und Pflichten. Auf die Dauer gefiel den Herren von St. Amarin das Leben in dem abgelegenen und gegen Kriegseinfälle nicht geschützten

Orte nicht, und wider den Willen des Klosters Murbach wandten sie sich im Jahre 1427 an den Kaiser und baten ihn, dass sie an die prächtige St. Theobaldskirche in Thann übersiedeln dürften. Herren von Thann waren damals die mächtigen Erzherzöge von Oesterreich. Diese weilten gern in dem schön gelegenen, rebenumkränzten Städtchen, und sie sahen es nicht ungern, dass am St. Theobaldsmünster, nach dem aus den fernsten Ländern die Pilger strömten, ein zahlreicher Klerus einzöge. Aber erst im Jahre 1441 erteilte Kaiser Friedrich III. seine landesherrliche Genehmigung zur Verlegung des Stifts St. Amarin nach Thann. Die Verlegung begründet der Kaiser damit, dass infolge der Verwüstungen durch die Engländer die Herren von St. Amarin nur noch ein kleines Haus als Wohnung hätten; das Städtchen gewähre ihnen keine genügende Sicherheit, auch die Kirchengeräte seien nicht sicher. In dem festen Thann dagegen könnten der Propst und Chorherren sicher wohnen und Gott in grösserer Ruhe dienen. Doch müsste der Pfarrgottesdienst in St. Amarin weiter von ihnen besorgt werden. Das Basler Konzil bestätigte noch im selben Jahre die Uebersiedlungen der Stiftsherren nach Thann. Hier blieben sie bis zur französischen Revolution, welche mit sovielen andern Klöstern und geistlichen Instituten auch dem Thanner Chorherrenstift ein Ende machte.

Was geschah aber mit den Reliquien des hl. Amarin? Bisher hatten sie, von vielen Pilgern besucht und verehrt, in der Stiftskirche von St. Amarin geruht. Ueber diese, leider verschwundene und 1756 durch einen Neubau ersetzte Kirche, bringt Gava interessante, bisher nur wenig bekannte Einzelheiten. Sie war ein stattlicher, dreischiffiger, im 11. Jahrhundert errichteter Bau in romanischem Stil mit einem mächtigen Turm und gleich, wie ge-



Wunderbare Heilung
von St. Amarin durch Bischof St. Präjektus, sc. V. Jaeg

lehrte Besucher des 17. Jahrhunderts feststellten, der Klosterkirche von S. Mihiel, deren Turm noch erhalten ist, sodass wir heute uns noch einigermaßen eine Vorstellung von der alten St. Amariner Stiftskirche machen können.

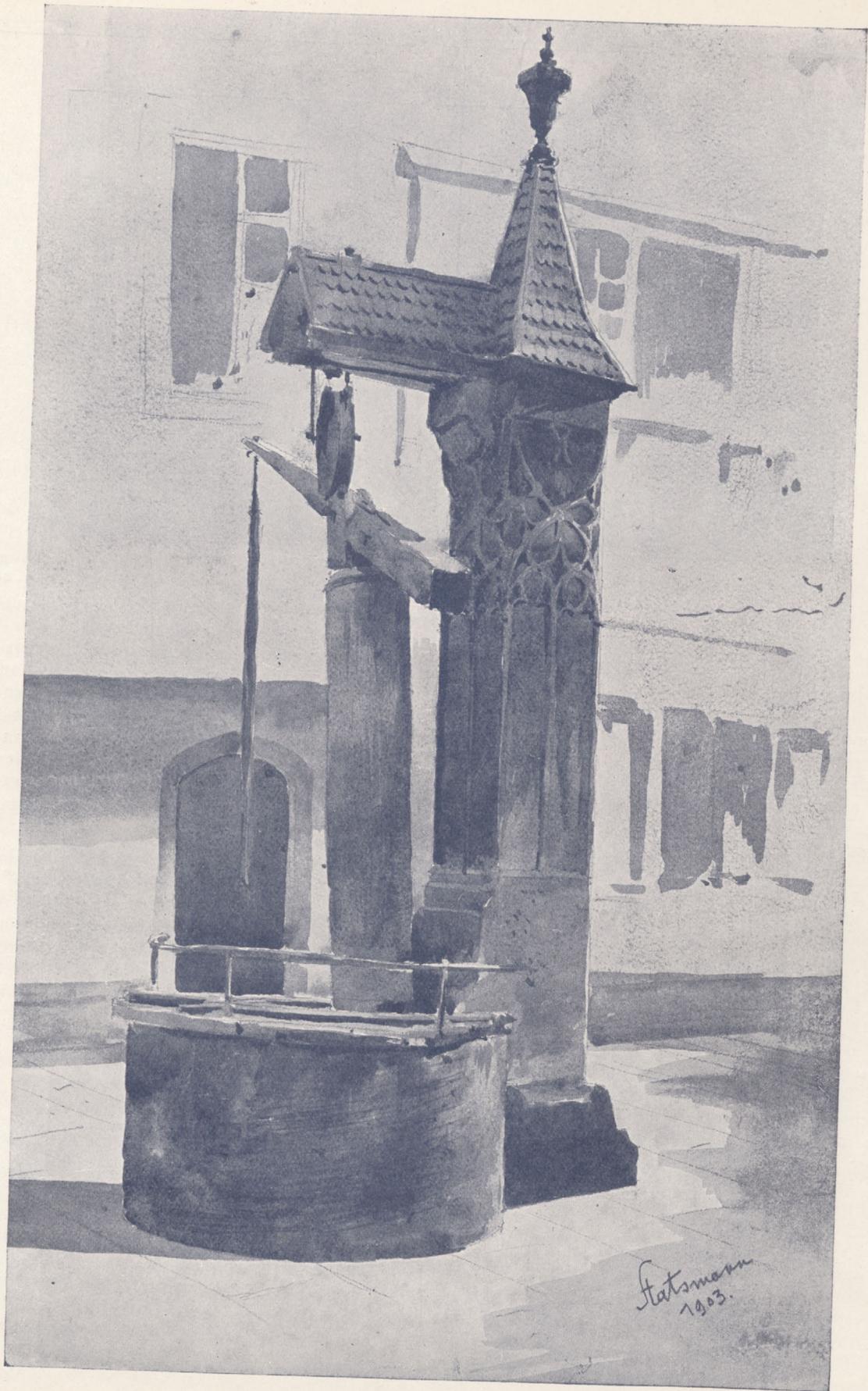
Als die Stiftsherren nach Thann übersiedelten, nahmen sie die Reliquien des Klostergründers mit nach Thann, mussten sie aber im Jahre 1457 auf Betreiben der Abtei Murbach wieder nach St. Amarin zurückbringen. Alljährlich am St. Markustage wurden sie in feierlicher Prozession, begleitet von der ganzen Talbevölkerung, nach St. Theobald in Thann übertragen, der öffentlichen Verehrung ausgesetzt und wieder nach St. Amarin zurückgebracht. Es scheint aber, dass bei der Uebersiedlung der Chorherren nach Thann i. J. 1441 die Murbacher Mönche einen Teil der Reliquien nach Murbach brachten. In der Tat verwahrt heute noch die Liebfrauenkirche in Gebweiler, die Nachfolgerin der Murbacher Abteikirche, die Hirnschale des hl. Amarin. Die andern Teile blieben in St. Amarin zurück, wurden aber während der Wirren des Dreissigjährigen Krieges nach Thann in der St. Theobaldskirche in Sicherheit gebracht und blieben dort, wo sie in den Revolu-

tionsstürmen spurlos verschwanden. Doch sind im Jahre 1671 einige Partikel der in Murbach verwahrten Reliquien des Heiligen wieder nach St. Amarin gekommen und sind bis jetzt in der Pfarrkirche daselbst erhalten geblieben. Im Jahre 1859 wurden sie von Bischof Andreas Räss rekonoziiert und der Verehrung der Gläubigen ausgesetzt. Doch bewegte sich ihr Kult nur in bescheidenen Formen.

Um ihn wieder neu zu beleben, entschloss sich Pfarrer Gava die Rosenkranzkapelle der Pfarrkirche in ein würdiges Heiligtum des hl. Amarinus umzugestalten und seine Ueberreste in ein neues Reliquiar fassen zu lassen. Der Strassburger Bildhauer Jaeg hat für die Kapelle eine Statue des Heiligen geschaffen und dessen Heilung durch den hl. Präjekt sowie den Tod der beiden in lebensvollen künstlerisch hochwertigen Reliefs dargestellt. Am 8. September 1935 konnte die prächtige Kapelle feierlich eingeweiht werden.

¹⁾ Saint-Amarin, apôtre de la vallée de la Thur et son culte. Par Jules GAVA. Thann 1935. Imprimerie «Alsatia», 37 p.





Spätgotischer Kettenbrunnen aus Strassburg



Altelsässischer Volkstanz

Leiste aus dem Colmarer Hinkenden Boten 1778

Der Tanz im alten Elsass

Von Dr. Joseph Lefftz

Ein lachendes Leben voll Klang, Form und Farbe, ein frohes und lautes Geniessen blühenden Wohlstandes tönt uns aus dem alten Elsass entgegen. Sebastian Frank bezeichnet in seinem Weltbuch (1534) als hervorragende Eigenschaften des elsässischen Volkscharakters Gastlichkeit und grossen Leichtsin. Er sagt: «Die Elsässer lieben den Wein und das Wohlleben und jubeln in den Tag hinein, ohne an ein Morgen zu denken». Unter all ihren Vergnügungen stand von jeher der Tanz obenan. Bei Familien- und Gesellschaftsfesten und bei öffentlichen Lustbarkeiten durfte er ebenso wenig fehlen als ein wohlbesetzter Tisch mit gefüllten Bechern. An solchen Schmaus- und Zechgelegenheiten war früher im Kreislauf des Jahres kein Mangel; Fischart zählt ihrer im «Gargantua» nicht weniger als vierundfünfzig auf, sie folgten so rasch aufeinander, dass «kein Schlamp dem andern wich». Da wuchs begreiflicherweise die Lust zum Tanze, denn «wohlgesetzt Bäuch tun wohlgesetzt Streich» und «mit nüchternem Bauch ist nit gut tanzen» (Geiler, Post. 2, 77b).

Dieser natürliche Hang zur Heiterkeit und die leidenschaftliche Lust zum Tanze fiel auch in späteren Jahrhunderten fremden Beobachtern im Elsass immer wieder auf. So hebt auch der französische Intendant des Elsass, M. de Lagrange, in seinem Bericht an König Ludwig XIV. besonders hervor: «On ne voyait autrefois dans la province que violons et danses». Im gleichen Sinne berichtet auch Präfekt Laumond im Jahre 1801 nach Paris: «Au nombre des jouissances chéries de l'habitant du Bas-Rhin, la danse et la musique tiennent le premier rang, surtout la première dont le goût semble inné parmi toutes les classes des habitants: si ce qu'on appelle la bonne compagnie dans les salons d'hiver, le peuple paraît également infatigable dans toutes les saisons: danser est un besoin des bons habitants du Bas-Rhin». Auch den Deutschen, die in unser schönes, von lachender

Lebensfülle strotzendes Land kamen, fiel die ungewöhnliche elsässische Tanzfreudigkeit auf. Goethe spricht im 9. Buch von «Dichtung und Wahrheit» vom Tanze, «an den das Ohr, so wie das Auge an den Münster, jeden Tag, jede Stunde in Strassburg, im Elsass erinnert wird... An Sonn- und Werkeltagen schlendert man an keinem Lustort vorbei, ohne daselbst einen fröhlichen Haufen zum Tanze versammelt und zwar meist im Kreise drehend zu finden». Er selber liess sich in Strassburg von einem französischen Tanzmeister in der Kunst des Tanzens unterweisen und nahm gelegentlich auch mit leidenschaftlicher Freude an ländlichen Tanzvergnügen teil. Im Saale des Amtsschulzen zu Röschwog hat er im Jahre 1771 zur Musik braver Schnurranten «Pfungstmontags von 2 Uhr nach Tisch bis 12 Uhr in der Nacht an einem fort, ausser einigen Intermezzos von Essen und Trinken» getanzt. (Brief an Aktuar Salzmann) Und Fr. Just von Günderrode, der im Jahre 1783 elsässische Eindrücke und Beobachtungen niederschrieb, sagt u. a.: «Wenn das Klima zur Aufheiterung des Gemüts beiträgt, wie es denn nicht anders zu vermuten ist, so ist auch kein Wunder, wenn die Leute in Strassburg, in der Gegend umher und überhaupt in dem schönen Elsass heiter und lustig sind. Auch wird in keinem Lande mehr getanzt; an Sonn- und Feiertagen wird man nicht leicht durch ein Dorf kommen, wo nicht alles tanzt, springt und trinkt. Um die Stadt herum sind viele dergleichen Tanzplätze, welche man an Sonn- und Feiertagen gewiss nicht leer antrifft».

Jedes Dorf im Elsass hatte früher seine Tanzlinde, seine Tanzmatte, seinen Tanzhügel oder seine Tanzlaube. Noch im Jahre 1870 konnte Fr. Kirschleger schreiben: «Chaque village a son tilleul communal». Alte Flurnamen wie «an der Linden» (Rosheim 1339), «die Lintmatte (Sundhausen, 15. Jhrt.), «der Lindenbühel» (Schiltigheim 1415), «in der Tanzmatten» (Buchweiler O. E.



Tanzlinde mit Bauerntanz von David Kandel

1567), «Tanzmattenberg» (Largitzen), «by der Tantzlauben» (Herrlisheim O. E. 1490), «bej der Tantzlauben» (Rufach 1592) u. a. m. zeigen uns noch vielfach die Lage früherer Tanzplätze an. Häufig wurden die Tanzböden mitten im Dorfe auf einem freien Platz rings um die Dorflinde angelegt, meist in der Nähe der Kirche oder des Kirchhofs, so vor und neben der Kirche zu Ensisheim, Kestenholz, Pfastatt, Zellenberg oder vor dem Kirchhof wie zu Schnierlach, Rimbach-Zell und Sulzmatt (bis 1829). Die Tanzplätze bei den Kirchen mussten im Oberelsass infolge eines Präferenzkirkulars vom 16. Juni 1859 nach anderen Plätzen verlegt werden. Ein ähnliches Verbot erging auch im Unterelsass. Nichtsdestoweniger konnte zu Bläsheim der Tanzboden bis in die 80er Jahre auf dem Kirchplatz unter drei Linden aufgeschlagen werden. Mancherorts befanden sich die Tanzplätze seit alten Zeiten auch ausserhalb vor den Städten und Dörfern wie zu Bergheim, Hunaweier, Ingersheim, Kienzheim, Münster, Rappoltweiler, Wattweiler. Berühmt war die grosse

Linde auf dem Schiessrain vor dem Judentor zu Strassburg und die Ruprechtsauer Linde, welche in ihrem breitausladenden Astwerk eingebaute, auf Pfeilern ruhende Tanzlauben besaßen. Aehnliche Linden befanden sich nach Jean Hermann (*Notes historiques et archéologiques sur le vieux Strasbourg*) auch sonstwo: «Il y a de pareils arbres dans presque tous les endroits un peu considérables, quoique moins ornés. A Marlenheim il y en a un dont les piliers sont en pierre.» Ammerschweier besass sogar nach Ichtersheim eine Tanzlinde «mit drey aufeinander gerichteten Gängen, auf welchen Tische stehen, auch gastereyen und Däntze gehalten werden.»

Besser als irgendwer vermöchten die alten Tanzlinden, wenn sie reden könnten, die Geschichte unserer elsässischen Volkstänze zu erzählen, vor allem die Geschichte der alten Bauertänze. Die literarischen Quellen und die Miniaturen der mittelhochdeutschen Zeit zeigen wie auch spätere Abbildungen, dass der Tanz um die Linde als Prototyp des Dorf- und Volkstanzes überhaupt zu gelten hat. Uralter Baumkult, der in der Verehrung der Baumseele als Fruchtbarkeitssymbol gipfelt, liegt diesen Tänzen zugrunde. Bezeichnend ist, dass David Kandel in Hieronymus Bocks «Kräuterbuch» (Strassburg 1546), wo bei den Pflanzenbildern immer auf irgendeine Weise Nutzen und Zweckdienlichkeit angedeutet ist, die Linde als Tanzlinde dargestellt hat, welche von tanzenden Bauern umsprungen wird. Und H. Bock schreibt dazu begeistert: «Schön ist die zahme Linde mit dem grossen Laub und der süssduftenden Lindenblüte. Davon singen die Bauern: «Wir wollen eins unter der grünen Linde tanzen». Auf den Tanzplatz unter das schattenspendende Laubdach der Linde eilte im Mittelalter zur fröhlichen Frühlings- und Sommerszeit die Dorfjugend an allen Sonn- und Feiertagen. Die ländlichen Schönen trugen schmucke Gewänder und hatten das Haar mit Seidenborten und Blumenkränzlein umwunden. Freude an der schönen Natur, Dorfpoesie, Spiel, Tanz und Liebe flochten sich dort zu dörflichen Festen zusammen, weit bunter und wärmer, als das Vergnügen der steifen höfischen Gesellschaft im Palas der Ritterburgen sich gestaltete. Im Kettenreigen um die Linde und in den dazu gesungenen Tanzliedern, in welche sich die Musik der Sackpfeifer und Fiedler mischte, schäumte die Lebenslust der Dorfburschen und Dorfschönen über, da konnte sich die übermütige Jugend im leidenschaftlichen Wirbeltanz austollen und austoben, da flogen die Kleider, und immer gewagter wurden die hohen Sprünge. Züchtig ging es im wilden Tanzjubil dieser bäuerlichen Sprungtänze, die Namen wie Hoppaldei, Heierlei und Firlefei tragen, sicherlich nicht zu. Die Kirche hat auch von jeher dagegen angekämpft, sie suchte hauptsächlich abzuschrecken mit dem Hinweis,



Tanzlinde auf dem Schiessrain in Strassburg

dass das Tanzen vom Teufel stamme und dass der erste Tanz der Tanz um das goldene Kalb gewesen sei. Schon Herrad von Landsberg hat diesen Tanz im «Hortus deliciarum» dargestellt, auch Sebastian Brant und Thomas Murner haben in ihren Moralsatiren die Abschnitte über das Tanzen auf ähnliche Weise illustriert.

Die höfische Gesellschaft tanzte im Mittelalter meist in geschlossenen Räumen, bisweilen aber auch im Freien auf Blumenwiesen. Ihre Tanzweisen waren viel gemessener als die lebhaften, bäuerischen Reigen. Rasch kreisende und springende Bewegungen machte schon die schwere, faltige Kleidertracht unmöglich, zudem gebot der ritterliche Anstand in allem Mass und Würde, das höfische Tanzen war ein ruhiges, zierliches, rhythmisches Schreiten, Gehen und Treten zu zweien oder zu dreien, es war ein polonaisenartiges Tanzen. Die Frauen trugen Blumenkränze im Haar und gingen bei diesen schleifenden Umgängen rechts von den schwertumgürteten Männern oder mitten zwischen zweien. Unter Begleitung des Saitenspiels eines vorausschreitenden Spielmanns sang der Vorsänger oder eine Dame das Tanzlied, dessen Kehrsvers die ganze Gesellschaft wiederholte. Bei grösseren Festen begleiteten auch ganze Orchester, bestehend aus Trommeln, Posaunen, Fiedeln, Harfen und Rotten die Melodien der Tanzlieder. Diese waren sehr verschieden im Inhalt und Ton wie auch im Strophen- und Versbau. Wir finden Liebeslieder, Balladen, Scherz- und Lügenlieder. Die Liebeslieder lassen meist den Lenz in der Natur

und den Lenz in den jungen Herzen der Liebenden zusammenschlagen. Bald erklingt schüchtern und verschämt der Preis der Geliebten, bald offen und frei die Erklärung der Neigung und des sehnenenden Verlangens, bald auch keck die unverhüllte Aeusserung der letzten Wünsche. Dazu kommen epische Schilderungen (ballata : Tanzlied) von Liebesbegebenheiten, die sich bis zur dramatischen, lebendigen Darstellung des verliebten Lebens steigern. Zu den Reien- und Springtänzen waren Gesänge (Leiche) ohne gleiche strophische Abteilung und ohne gleiche Länge der Verse üblich. In ihrem unruhigen Bau spiegelt sich das ungleichmässige Hüpfen und Springen, Umherdrehen und Wenden der bäuerischen Springtänze. Den ruhig gemessenen höfischen Schleif- und Schreittänzen, die sich in gleichmässig geschrittenen und wiederkehrenden Gängen abwickelten, entsprach auch die Wiederkehr der gleichen Strophenart und der gleichmässige Versbau der eigentlichen Tanzlieder. Das «Lied» gehörte zu dem höfischen Tanze, der «Leich» zu den Reigen der Dörfler.

Verfolgt man im Ablauf des Jahres die festlichen Zeiten, an denen im Mittelalter die ländliche Bevölkerung, altem Brauchtum folgend, tanzte, so trifft man nach den Fastnachtslustbarkeiten die Mai-, Pfingst- und Sonnwendfeiern, die Ernte- und Kirchweihfeste, ferner die Familienfeste, vor allem die Kindtaufen und die Hochzeiten. Es sind dies die für die Frucht des Ackers und das Dasein des Menschen wichtigen Etappen im Natur- und Fa-

milienleben. Die bei solchen Anlässen ursprünglich üblichen Tänze hatten einst kultische Zweckbestimmung und waren meist mit mannigfaltigen Fruchtbarkeitsriten verbunden. Ihre Form ist durch die naturnahe Verbundenheit des primitiven Gemeinschaftslebens bedingt, welcher auch die Verbundenheit der Tanzenden im gemeinsamen Singen und das Zurücktreten der Einzelpaare hinter der Gemeinschaft entspricht. Abwehr und Austreibung von Unheil und schädlichen Dämonen, Anziehung und Bindung von Fruchtbarkeit und Segen sind die uralten Untergründe dieser primitiven kultischen Tänze. Die Echternachter Springprozession ist z. B. ein Ausläufer und Ableger alter, dämonenabwehrender Springtänze. Unsere heutigen Volkstänze sind vielfach noch in diesen Untergründen kultischen Brauchtums unbewusst verhaftet. Wundersamer Fruchtbarkeitszauber haftet z. B. an alten Hochzeitstänzen. Ein eigenartiger Brauch hat sich z. B. zu Issenhausen bis ins 19. Jahrhundert hinein erhalten. Der Strassburger Weltbote (An X, 18. Germinal) berichtet uns von einer Issenhauser Bauernhochzeit, die am 30. März 1802 stattfand und sechs Tage dauerte. Beide siebzehnjährige Grossväter des Hochzeitspaares pflügten da am 5. Tage einen Acker. Sie fuhren ins Feld und liessen sechs Musikanten zu Pferd voranreiten, die musizieren mussten, bis der Acker gepflügt war. Nach vollbrachter Arbeit tanzten die beiden Greise mit der sechzehnjährigen Braut auf einer Wiese und kehrten dann unter den Klängen der Musik nach Hause zurück. Es sei hier auch erinnert an das Umtanzen und Uberspringen der reinigenden und dämonenvertreibenden Fastnacht- und Johannisfeuer, die nach altem Glauben nicht nur Feld und Flur, sondern auch die junge Ehe befruchten sollen. Wer einen echten elsässischen Messtanz heute mit einem städtischen Ball vergleicht, wird sogleich erkennen, dass in diesem dörflichen Brauchtum etwas steckt, was naturverbunden ist und uralte sein muss. Auf längst vergessenen Baumkult und Fruchtbarkeitszauber deutet noch der geschmückte Kilbebaum auf dem Tanzplatz, um den die Kilbeknaben mit den Kilbejungfrauen mancherorts (z. B. in Horburg) die ersten drei Tänze allein zur rituellen Tanzplatzweihe tanzen oder einfach vor dem Tanze dreimal herumgehen wie zu Heimersdorf oder Waldighofen, wobei

die Burschen den Mädchen die Hände reichen. Die Fruchtbarkeitsriten, die einzelnen besonderen Messtänzen, wie dem heute noch in einigen wenigen Dörfern übliche Hahnentanz, zugrundeliegen, sind zwar verdunkelt, wir haben aber in ihnen letzte Ausläufer der Hahnentänze zu erblicken, bei denen unsere Vorfahren einst den Vegetationsdämon in Hahngestalt umtanzt und zum Schluss den Hahn geschlachtet und gemeinsam verspeist haben. Selbst Ueberreste uralten phallischen Kultes können wir noch vor allem bei alten Fastnachtstänzen früherer Jahrhunderte, vereinzelt aber auch noch bis weit ins 19. Jahrhundert hinein in altüberlieferten Liedertänzen wie dem Blauen-Storchentanz feststellen. Auf diese kultischen Hintergründe werden wir in einer späteren Abhandlung bei der Behandlung der einzelnen Volkstänze im besonderen noch zurückkommen.

Nicht allen alten Volkstänzen liegen aber kultische Zweckbestimmungen zugrunde. Viele sind reine Fröhlichkeitsäusserungen, Ausdrucksformen geselliger Lust und gesteigerten Innenlebens, das im Rhythmus der Tanzbewegungen und volksgebundener Musik und Tanzliedchen sich offenbart. Die sprühende Bewegungsfreude und überschäumende Lebenslust hat sicherlich manche alte Volkstänze in Dorf und Stadt und Ritterburg entstehen lassen. Und dieses Ursprungsgebiet ist nicht minder bedeutsam als das erste. Es geht nicht an, den ganzen bunten Reichtum altelsässischer Bauerntänze, die keinen kultischen Ursprung haben, als gesunkene Gesellschaftstänze zu bezeichnen, die von der primitiven Gemeinschaft aus der Oberschicht übernommen und umstilisiert wurden, entsprechend dem Wesen und den Bedürfnissen der bäuerlichen Volksschicht. So arm an eigenem bodenverwurzeltem Gut, so arm an bodenständigen Tanzformen ist die elsässische Volkssitte nie gewesen, wenn auch feststeht, dass viele Gesellschaftstänze ins dörfliche Brauchtum abgesunken sind. Der Strom, der von unten heraufkommt, das Naturverbundene und Erdhaft-Frische, das immer lebt, ist neben

dem andern Strom, der von der grossen Kultur ausgeht, nie ganz vertrocknet.

Selbst um die Mitte des 19. Jahrhunderts überrascht noch eine unglaubliche Mannigfaltigkeit von alten, dem Bauerntum und der Poesie des Dorflebens entsprungenen Liedertänzen, neben deren Trümmern bis



„Drei allein“, Vortanz um den Messtibaum



Der Messtizug mit dem Hahn, der ausgetanzt werden soll

in unsere Zeit hinein immer noch neue Texte und neue Melodien auf dem Tanzboden und in den Spinnstuben von der bäuerlichen Gemeinschaft geschaffen wurden, wie die vielen von Dr. A. Kassel gesammelten kleinen Tanzliedchen beweisen. Die altelsässischen Volkstänze sind ein buntes Mosaik von Bestandteilen aus verschiedenen Ursprungsgebieten und verschiedenen Zeiten. Nur eine historisch-genetische Betrachtungsweise, verbunden mit der Kenntnis des Geistes, der diese Formen geschaffen hat, vermag uns ihre Eigenart zu erschliessen.

Im 14. Jahrhundert wurde das Tanzen der Bauern immer zügelloser und ausgelassener. Es wurde derb umfasst, wild gedreht und hoch gesprungen, dass die Röcke flogen und die Paare zu Fall kamen. Auch die höfischen Tanzweisen entarteteten mit dem Zerfall der ritterlichen Kultur immer mehr. Mancher «Herr» fand da mehr Gefallen an wilden Springtanz der Bauern und an den Frontänzen, die diese vor ihrer Grundherrschaft aufzuführen pflegten, als an den langweiligen, steifen höfischen Schreit- und Schleiftänzen und mischte sich gerne unter die übermütig tanzende, von Lebenslust überschäumende Dorfjugend und zauderte nicht, sich wie der Verwalter des Grafenbannes zu Kestenholz das Recht des ersten Tanzes mit den Dorfbräuten unter der Linde anzumassen. Ziemlich frei, ungestüm und derb scheint der Tanz gewesen zu sein, den Peter von Hagenbach an der Fastnacht des Jahres 1474 veranstaltete. In der Reimchronik über diesen elsässischen Ritter ist uns eine ausführliche Beschreibung dieses Fastnachtstanzes überliefert, es heisst da u. a. (Cap. 76,5): «Tn itel kuttel wiss, Uff den hueten grien tanryss Trugen die seinen alle Im zu wolgefalle. (V. 17): Er tanzet am anfang Und für ein edele fraw an der hand. Mit geberd zuechtiglichen Komen sie beide hergeschlichen, Darnach herren, rit-

ter und knecht, Frawen, jungfrawen an gebrecht, Und schweigen alle stille: das was Hagenbachs wille. (Cap. 71,1): Hagenbach sich fürbass mer schwang, zu tantzen uf der bande Furt die schönen frawen mit. Es was ein seltsamer sitt. Die dor-schen (Fackeln) zunten im ouch vor, Sy verbrannten manigen auch das hor. Der tanz wert einen guten rast, das do niemant ruwet vast. Ouch was bleich maniger roter mundt, Der wyss wart zu derselben stundt: Sy alle tantzen mussten Und überkemen fast den husten.» Beim dritten Tanze stemmten alle die Hand in die Seite (Cap. 78), beim vierten beide Hände (Cap. 79), bei der nächsten Tour mussten alle die Hand unter den Gürtel halten (Cap. 80), dann eine Hand vor die Augen (Cap. 81), weiterhin mit der einen Hand winken (Cap. 82), ferner Tannenreiser im Munde tragen (Cap. 83), mit einer Hand drehen (Cap. 84) und schliesslich sich gegenseitig Herren und Frauen die Gesichter mit Russ beschmieren (Cap. 85). Dieses Berussen und Beschmieren war beim Tanze und wüsten Treiben an der Bauernfastnacht üblich und wurde von dort jedenfalls auf Wunsch des Gastgebers in den ritterlichen Fastnachtstanz übernommen.

Umgekehrt ahmten die Bauern, besonders zur Wintersonnezeit, in den Scheunen und Bauernstuben die höfischen Tänze nach, die sie ihrem Geschmack und ihrer derbsinnlichen Lust entsprechend vergrößerten und umgestalteten. Mit dem Tanze wurden oft Spiele verbunden. Bei vielen höfischen Kreis- und Rundtänzen wurde durch die singend in der Runde einerschreitende Gesellschaft mit dem Mienenspiel und einfachen Bewegungen aller oder einzelner Teilnehmer der Inhalt des Gesanges in halbdramatischer Form angedeutet. Solche Spieltänze, die besonders bei Verlobnis- und Vermählungsfeiern üblich waren, haben sich bis heute in Kunkelstubenspielen der Erwachsenen und

mehr noch in den Ringelreihen und Spielliedchen der Kinder erhalten. Es sei hier nur hingewiesen auf das in elsässischen Kunkelstuben vielgesungene Tanzlied:

Es ging einmal ein verliebtes Paar
Im grünen Wald spazieren,
Der Jüngling, der ihr so untreu war,
Wollt sie im Wald verführen, usw.

Seit dem 14. Jahrhundert wurden die derben, bäurischen Springtänze neben den mehr und mehr ausartenden höfischen Schreittänzen bei den Städten in den Stuben der Geschlechter, der Zünfte und Ratsherren heimisch. Vielerorts errichtete man besondere städtische Tanzhäuser und öffentliche Tanzsäle, wo in der Regel die grossen Hochzeitstänze stattfanden. Mit dem sanften Führen und zierlichen Einerschreiten, wie es beim höfischen Tanze üblich war, begnügte man sich nicht. Nur bei den Geschlechtertänzen hielt man noch an der alten, feierlichen Sitte der höfischen Tanzformen, bei denen durch malerisch drapierte Prunkgewänder ein überraschender Glanz freudiger roter und blauer Farben entfaltet zu werden pflegte. Im allgemeinen war der reiche, frohem Sinnengenussergebene Städter aber viel zu sehr vom bäurischen Wesen erfasst und hatte viel zu lebhaftes Blut in den Adern, um sich mit den steifen Tanzformen zufrieden geben zu können. An schönen Frühling- und Sommertagen zog das städtische Volk aus den engen und dumpfen Gassen hinaus auf grüne, lindenbeschattete Tanz- und Spielwiesen oder vereinigte sich freundschaftlich in Gartengesellschaften. «In schönen Gärten, bei den kühlen Brunnen, auf grünen Wiesen der grossen und kleinen Städte gebe es», wie der Stadtschreiber von Maursmünster, Jakob Frey, berichtet, «allerhand Kurzweil mit herrlichem und zierlichem Triumph als Fechten, Ringen, Springen, Singen, Pfeifen, Geigen, Lautenschlagen, Tafelschiessen, Kegelspielen und Tanzen.» Dabei ging es nicht viel züchtiger zu als bei den Tänzen der Bauern.

Wie auf dem Dorf artete das Tanzen in den Städten im 15. und 16. Jahrhundert immer mehr aus. Die Stimmungen des grobianischen Zeitalters, das sich Sankt Schweinhardus zum Patron erkor, wirkten sich hemmungslos in ausgelassenen Tänzen und schandbaren Tanzliedern aus, welche die Stadtobergkeiten immer wieder und überall unter ihre Strafgewalt stellen mussten. Von diesen derben Tanzsitten der Städter, die es den Dörflern gleich taten, gibt die Schilderung Joh. Fischarts im «Gargantua» einigermassen einen Begriff: Die Gesellschaft zog hinaus unter die Linde, «da dantzen, schupften, hupften, lupften, sprungen, sun-gen, huncken, reieten, schreieten, schwangen, ran-gen, plöchelten, fussklöpfeten, gumpeten, plum-peten, rammelten, hammelten . . . paukelten, räd-elten, purzelten, balleten, jauchzeten, gigateten, arm-glocketen, händruderten, armlaufeten, warm-

schnaufeten . . . nach den lustigen Schalmeien, Seifeln, Pfeifenbeuckeln, Hand- und Maul-Lullen-pfeifen, Schwegeln, Maultrummen, Schnurren, Säutröglein, Russpfeifen und anderen kunstreichen Sackpfeifen.» Ueber die elsässischen Tanzstän-de im Reformationszeitalter sind wir durch Sittenprediger und Satiriker wie Geiler, Brant, Murner, Fischart, Dannhauer und Spangenberg gut unterrichtet. Alle eifern einmütig gegen die damaligen unsittlichen Tanzweisen und unflätigen Tanzgebräuche. Es muss im Elsass eine unerhörte sittliche Verrohung und eine grobianische Derbheit ohne gleichen im Schwange gewesen sein. Die vielen und ernststen Anklagen der elsässischen Schriftsteller können wir nicht lediglich als satiri-sche Uebertreibungen und Verallgemeinerungen vereinzelter Auswüchse betrachten, da sie auch anderswo und durch zuverlässige und bestimmte Angaben von Männern, die keine sauertöpfischen Pedanten waren, und durch obrigkeitliche Ver-bote und Strafbestimmungen allerorts bestätigt werden.

Die damaligen ausgelassenen Volkstänze lassen sich im grossen und ganzen auf die zwei Gruppen der Schleifer und der Hopser zurückführen. Erste-re sind Ausläufer der steifen Hofstänze und der Geschlechtertänze, letztere wilde Springtänze und Reigen, wie sie bei den Bauern von jeher üblich waren. Es gab eine grosse Zahl verschiedenartiger Tänze. Neben heimischen-volkstümlichen finden wir im 16. Jahrhundert fremde Tanzformen, ita-lienische (welsche), spanische, französische, böhmische, schweizer usw. Es gab Mailänder, Vene-tianer und auch Strassburger Tänze. Ein «Strass-burger tantz» ist uns in einer Basler Handschrift um 1575 überliefert, die uns auch Tänze überlie-fert, die nach Liedern wie «Ach meitlin fahr mit mir über Rein» benannt sind, welches wir auch aus Bernhard Jobins Lautenbuch vom Jahre 1573 (32. dantz) kennen. Schon um 1500 brachte man nach Geiler (Narrenschiff, Kap. 60) «soviel tänzte auff die ban, die vor nie im brauch gewesen, das sich nicht genug darob zu verwundern ist». Er spricht dann von «Klötzen», «die tanzten also se-wisch vnd vnflätig, das sie Weiber und Jungfrawen dermassen herumschwencken vnd in die höhe werffen, das man ihn hinden und vornen hinauff siehet biss in die weich . . . Ouch find man etlich, die haben dessen ein ruhm vnd hoffart, wann sie die Jungfrawen oder Weiber hoch inn die höhe können schwencken, vnd haben es bissweilen die Jungfrawen (so anders solche Jungfrawen zu nen-nen sein) fast gern vnd ist jnen mit lieb gelebt, wenn man sie also schwencket, das man jhnen ich weiss nit wohin siehet.» Er erinnert ferner an den Reientanz, «da werden ouch nit minder vnzucht vnd schand begangen, von wegen der schandlichen vnd schamparen hurenliedern, so darinn gesun-gen werden, damit man das weiblich geschlecht zu



G. Brion

Hahnentanz

geilheit vnd vnkeuschheit anreizet». Mit diesem Reientanz meint Geiler, wie aus der lateinischen Niederschrift dieser Predigt hervorgeht, einen alten bäurischen Rundtanz, den «heyerleis», wo eine vorsingt und die andern nachfolgen und wo viel Schmähhliches von Liebe gesungen wird, was zur Wollust anreizt und gegen die Ehrbarkeit der Ehe gerichtet ist. Gegen die schamlosen Tanzlieder, das Schwenken, Herumwerfen und Hochstemmen der Tänzerinnen und andere rohe und unzüchtige Gebarden eifern auch Sebastian Brant und Thomas Murner in übereinstimmender Weise. Der als Strassburger Meistersinger bekannte C. Spangenberg geisselt in seinem «Ehespiegel» (Strassb. 1578, 285) diese «Buben- und Hurentänze», die er den alten, ehrbaren, bürgerlichen Tänzen gegenüberstellt: «Was ist da anders dann ein wildes, ungehewr viechisches Rennen, Lauffen und durcheinander Zwirbeln? Da siehet man ein solch unzüchtig Auffwerfen und Umbwerfen und Entblößen der Mägdlein, dass einer schwört, es hätten die Unfläter, so solchen Reyen führen, aller Zucht und Ehre vergessen, wären taub und unsinnig und tanzten den St. Veitstanz». Schon im Jahre 1517 stellt Geiler in den «Brösamlin» (53a) diese unzüchtigen elsässischen Tanzsitten dem in «welschen landen» üblichen züchtigen Tanzen gegenüber. Die «Zimmerische Chronik» (hsg. von Barack, IV 67) bezeugt uns die gleiche Feststellung durch den Franzosen Jean Gorcier: «Als er sahe das unzüchtig

dansen zu Strassburg, vermaint er, die leute weren unsinnig und hetten la maladie de s. Jehan». Scharfe Anklagen erhebt auch der Strassburger Prediger J. C. Danhauer in seiner Predigtsammlung «Catechismusmilch» (1642, I 549, II 155) über die Tanzsitten des 17. Jahrhunderts.

Alle diese Anklagen werden das ganze 17. Jahrhundert hindurch durch die Tanzordnungen bestätigt, welche unsere elsässischen Stadtverwaltungen immer wieder neu erlassen haben und einschärfen mussten, da sie recht wenig fruchteten. Eine Strassburger Ordnung vom Jahre 1620 gestattete, bei Hochzeiten einen «offentlichen und unärgerlichen dantz» zu halten, jedoch nicht länger als bis 6 Uhr abends, verbot aber «alle heimliche Winkel vnd Privat-Däntz», 1622 stellte eine neue Ordnung «viel ärgerliche vnflätige üppigkeit mit Täglichem und Nächtlichem Fressen, Sauffen, Aufspielen, Dantzen, Verkleyden, Vermummen vnd andere verdächtige Handlungen» unter Strafe. Nach der 1625 verbesserten und später oft wiederholten Strassburger Hochzeitsordnung wurde das Tanzen unter der Bedingung gestattet, dass der Hochzeiter den Ort und Platz des Tanzes vorher angab und dafür bürgte, «dass der Dantz an sich selbst Züchtig vnd Ehrbarlich ohn alles jauchtzen, schreyen, jelen vnd andere leichtfertigkeit geführt, vnd von den Mannspersonen vnd jungen Gesellen ohne die Wehr vnd in Mänteln, von den Jungfrawen vnd jungen Döchtern aber,

die keine Bänder oder Crantzlein auffhaben, nicht ohne Kappen oder Hüet bedantz, auch der Dantz am Sommer nicht über Sieben, am Winter aber nicht über Sechs Uhr verzogen werde». Auch zu Kaysersberg durfte nachts nicht getanzt werden. Knechte und Mägde sollten nach der Betglocke weder tanzen, noch den Reigen springen» (Ratsprotokolle 1623—39, p. 105). In anderen, kleineren Städten wie Zabern wurden ähnliche Bestimmungen erlassen. Bei Hochzeiten durfte dort auf der Ratsstube getanzt werden, jedoch nur bei Tag, man sollte «mit Mänteln, auch ehrbar und züchtig und sonst gebührlich tanzten». Am 15. Juli 1634 befasste sich der Zaberner Rat mit den Unsitten beim Tanzen. Der Schultheiss musste den jungen Gesellen vorhalten und befehlen, «dass sie furthien die bishero ungewöhnlich ärgerliche dentz vermiten und underlassen sollen, sonder in aller Zucht und Ehrbarkeit, wie unsere Vorfahren in Bruch gehabt, und also dantzen sollten, damit niemand daran ein Aergerniss nemme». Auch gegen die allerorts üblichen leichtfertigen Gassentänze mussten die Stadtoberkeit einschreiten. So verbot am 15. April 1651 der Colmarer Rat, «das üppig leichtfertig und mehr als ärgerliche Jehlen, Schreyen und Dantzen auf dem Münsterplatz und in der ganzen Stadt».

Aus den Konsistorialdekreten und Presbyterialprotokollen des 18. Jahrhunderts geht hervor, dass das Tanzen in Dorf und Stadt in einem sehr grossen Umfang geübt wurde. An allen Sonn- und Feiertagen wurde getanzt, und es gab damals an die zwanzig Halbfeiertage und Feiertage mehr als heute. Das vom 16. Jahrhundert her eingerissene grobianische und derbsinnliche Tanzen liess zwar mehr und mehr nach, da die gemessene Würde und schäferliche Spielerei der Modetänze von der gebildeten Oberschicht nach und nach mit dem Zeitgeschmack und der Modetracht auch ins dörfliche und kleinbürgerliche Milieu hinabsanken und dort bäuerlich umgemodelt und vergrößert wurden. Die Klagen über unzüchtiges Tanzen wollen aber immer noch nicht verstummen. Boten die Wirte, wie es ihnen befohlen war, frühen Feierabend, so wurde in Winkeln und Privathäusern der Tanz nur noch zügelloser und unbändiger fortgesetzt. Der ruhig-gravitätische Tanzschritt der neuen Tänze passte zu der steifen Tracht der eingeschnürten Taille und wippenden Reifröcke, in denen sich die Trägerinnen kaum bewegen konnten; er stach von der feurigen Bewegungsfreude der altüberlieferten, bodenständigen Volkstänze zu sehr ab und konnte auf dem Dorfe nicht recht heimisch werden, nicht einmal in den Städten, wo sich die alten Tänze neben den Modetänzen hielten. Just von Günderrode, der 1783 Strassburg und Umgebung besuchte, konnte feststellen: «Das sogenannte Elsassische oder teutsche Tanzen sieht man mit Vergnügen zu, desto langweiliger sind diejenigen

Tänze, welche sie Menuetts nennen, wovon sie aber nichts als die Musik haben; sie bestehen in sehr willkührlichen langsamen Wendungen». Die Moralisten des 18. Jahrhunderts wurden aber nicht müde, die alten, volkstümlichen Tänze als unschicklich und gesundheitsschädlich hinzustellen. Das «Neue Magazin für Frauenzimmer» (Strassburg 1787) schreibt u. a.: «Mit Menuetten kann man ohne Ermüdung länger anhalten als mit heftigen Tänzen, mit deutschen und englischen. Schleifer und Walzer sind tobende Tänze und schicken sich für Leute von Stande gar nicht; die Gesundheit, besonders bei Frauenzimmern, richten sie gänzlich zu Grunde; daher sind dieselben auch in mehreren Ländern durch besondere Verordnungen weislich verboten worden».

Die elsässischen Bauern und Kleinbürger hielten an ihren alten volkstümlichen Tanzformen fest. Die Modetänze, die im 18. Jahrhundert in der Oberschicht im Schwang waren, vermochten das alte Volksgut aus der Unterschicht nicht zu verdrängen. Die gemessene Würde und schäferliche Spielerei der barocken Tanzkunst farbte kaum auf die dörflichen Tanzweisen ab; die Sarabanden, Gavotten, Müsetten und Menuette vermochten die ländlichen Tanzböden nicht zu erobern. Dort tanzte man nach alten Tanzliedern die vielen alten bodenständigen Volkstänze und mit Vorliebe den alten galoppartigen Hoppler und den heiteren Ländler, aus dem sich schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts der Walzer entwickelt hat. Der Ländler hielt sich weiter noch mehrere Jahrzehnte. Bis in die 1840er Jahre hinein wurden von der elsässischen Landbevölkerung hauptsächlich Hoppler-Ländler und Walzer getanzt. Häufig spielten die Musikanten noch Ländler, aber das Volk tanzte Walzer dazu. Ende der 1840er Jahre bürgerte sich auf dem Lande die Polka ein, etwas später die Mazurka und dann der Schottisch oder deutsche Polka (Rheinländer).

Als nach 1860 die bäuerliche Gemeinschaft, aus der die alten Volkstänze herausgewachsen sind, durch neue soziale, wirtschaftliche und verkehrstechnische Gegebenheiten unwälzende Veränderungen erfuhr und mehr und mehr zerbröckelte, da schwanden aus unsern Dörfern mit den übrigen Erscheinungsformen bäuerlich-dörflichen Geistes auch die alten Tanzlieder und Bauerntänze. Man schwärmt für Tango, Boston, One-step, Foxtrott usw. und steht im Begriff nach den alten Liedertänzen, welche die Grosseltern noch tanzten, nun auch noch Walzer, Polka, Schottisch und Mazurka abzulegen. Wie ein Märchen aus alten Zeiten mutet es einen an, wenn man heute noch ab und zu bei Dorfkilben alte Volkstänze wie den Hahnentanz, den Kerzentanz und den Siebenerprung tanzen sieht. Doch darüber und über andere elsässische Volkstänze soll demnächst in einer weiteren Abhandlung gehandelt werden.

Saarwerden

Eine Viertelstunde von der Stadt Saarunion, an der Hauptstrasse von Saarunion nach Finstingen, liegt das Dorf Saarwerden. Dasselbe macht heute noch einen ganz städtischen Eindruck und hat eine merkwürdig interessante Geschichte. Seinen Namen hat es von einem kleinen Staate, der «Grafschaft Saarwerden», die bis zur französischen Revolution bestand. Im 16. Jahrhundert dehnte sich diese Grafschaft auf beiden Ufern der Saar aus, im Norden bis Saargemünd, im Süden bis Finstingen und Lützelstein, im Osten bis Bitsch und im Westen bis Saaralben. Dieselbe war auch zugleich ein Teil des alten Saargaus und der Diözese Metz und lag in dem sogenannten «Westreich». Im Jahre 1131 gründete Friedrich, der erste Graf von Saarwerden, in Bliesgau die Abtei Wernersweiler.

Mit dem Grafen Heinrich, der im Jahre 1397 starb, erlosch das Geschlecht der Grafen von Saarwerden. Derselbe hatte zwar Kinder, die ihm aber alle in ihrer Jugend durch den Tod entrissen wurden. Vor seinem Tode traf er die Einrichtung, dass mit Einwilligung seines Bruders, des damaligen Erzbischofs von Köln, alle seine Rechte auf die Grafschaft Saarwerden auf seinen Neffen Friedrich, Grafen von Meurs, übertragen würden. Der Bischof von Metz erhob zwar Widerspruch gegen dieses Vorgehen; er brachte vor, die Grafschaft müsse nach dem Tode Heinrichs wieder an das Bistum Metz, dessen Lehen sie war, zurückfallen; sie könnte nicht an eine Nebenlinie vererbt werden, aber vergebens.

Friedrich von Meurs trat die Erbschaft an und führte fortan den Titel eines Grafen von Saarwerden. Im Jahre 1417 starb sein Vater, Friedrich überliess die Grafschaft seinem Bruder Johann; er selbst erfüllte seines Vaters Willen und übernahm die Grafschaft Meurs. Johann heiratete später Adelaide von Geroldseck und wurde so der Stammvater eines neuen Hauses Saarwerden mit dem Titel eines Grafen von Meurs-Saarwerden. 1527 starb sein Haus mit Johann Jakob aus, und seine Tochter Katharina von Meurs und Saarwerden, die 1506 den Grafen Johann Ludwig von Nassau-Saarbrücken geheiratet hatte, brachte die Grafschaft Saarwerden als ihr Erbteil an Nassau-Saarbrücken.

Der Bischof von Metz erhob zwar wiederum Einspruch; er wollte die Grafschaft dem Herzog Anton von Lothringen zum Lohn für seine Dienste im Bauernkriege übertragen. Johann Ludwig liess sich aber seine Erbschaft nicht nehmen. Er sowohl wie der Bischof legte die Frage zur Entscheidung dem Kaiser Karl V. vor, und dieser entschied hierauf, dass das Haus Nassau-Saar-

brücken vorläufig im Besitz der Grafschaft Saarwerden bleiben solle, bis die Reichskammer endgültig entschieden habe. 1629 beschloss nun diese, die Ansprüche des Bistums Metz auf die Stadt Bouquenom (Saarunion) sowie auf Stadt und Schloss Saarwerden und auf den Hof Wiebersweiler seien begründet, und der Graf von Nassau-Saarbrücken habe eine Entschädigung der Einkünfte mit einer Million Reichstaler an das Bistum von Metz zu bezahlen. Die anderen Teile der Grafschaft indes, die Dörfer, wurden als Freigüter dem Hause Nassau-Saarbrücken zugesprochen.

Dieses Urteil stellte beide Teile nicht zufrieden. Graf Wilhelm Ludwig von Nassau-Saarbrücken beklagte bitter den Verlust der Städte Bouquenom und Saarwerden, und das Haus Lothringen konnte seinerseits die schönen Dörfer, die das kaiserliche Gericht zu Freigütern erklärt hatte, nicht verschmerzen.

Die Verwirrung, die durch den Dreissigjährigen Krieg entstand, benutzte daher Herzog Karl IV. von Lothringen und überzog die Grafschaft Saarwerden mit Krieg. Die Stadt Bouquenom wurde mit Gewalt genommen, und die Probstei Herbitzheim, die vollständig ausserhalb des Rechtsstreites gestanden hatte, wurde geplündert und verwüstet. Das ganze Land wurde als feindliches Gebiet behandelt, alle Offiziere und Beamte gefangen genommen oder des Landes verwiesen, und die Einwohner gezwungen, dem Herzog von Lothringen den Eid der Treue zu leisten. Bald nachher wurden zwar die Truppen Karls IV. vertrieben, das schöne Land aber und die blühenden Dörfer durch die aufeinanderfolgenden Einfälle der Schweden, der Kaiserlichen und der Franzosen vollends zerstört. Zudem entvölkerten Pest und Hungersnot das Land.

Der Westphälische Frieden stellte den Besitzstand nach dem Beschlusse von 1629 wieder her. Da aber Karl IV. sich weigerte, die Bestimmungen des Friedens anzuerkennen, beschloss der Reichstag von Regensburg im Jahre 1670 auf Antrag des Grafen Gustav Adolph von Nassau-Saarbrücken, die Durchführung derselben gegebenenfalls mit Gewalt zu erzwingen. 1680 liess der Bischof von Metz auf Grund seines Rechtes als Lehensherr den Herrn von Saarwerden, der in Buckenheim (Saarunion) wohnte, vor die Königliche Kammer zu Metz entbieten, ihm als Vasall zu huldigen. Sowohl Karl Heinrich von Lothringen als Besitzer des einen Teiles, wie die Witwe Gustav Adolphs als Besitzerin des anderen Teils, mussten dieser Aufforderung Folge leisten und in Metz 1687 dem König von Frankreich, der unterdessen

Herr von Metz geworden war, den Huldigungseid leisten.

Aus der Menge der kleinen eroberten Staaten schuf Frankreich eine neue Provinz, die den Namen Saar-Provinz erhielt. Zu dieser gehörten die Teile Lothringens und des Westreichs, die am Ufer der Saar und in deren Nähe lagen, sowie diejenigen, die von den eben genannten eingeschlossen wurden. Die eingerichteten Aemter und Behörden wurden insgesamt dem Parlamente von Metz unterstellt.

Im Jahre 1683 besuchte Ludwig XIV. seine neue Provinz. Mehrmals versuchten in der Folge die Herzöge von Lothringen in den Besitz des andern Teiles der Grafschaft Saarwerden zu gelangen; sie mussten aber stets ohne jeglichen Erfolg ihre Bemühungen einstellen.

Im Frieden zu Ryswick vom Jahre 1697 kam nun der Teil der Grafschaft Saarwerden, den die Herzöge von Lothringen in Besitz hatten, endgültig an Frankreich; der den Grafen von Nassau-Saarbrücken gehörende Teil blieb bei Deutschland. Da die Fürsten von Nassau-Saarwerden durch diese Entscheidung die Stadt Buckenheim, den Hauptort der Grafschaft und den Sitz der Verwaltung, verloren hatten, bauten sie im Jahre 1707 eine neue Stadt auf dem linken Saarufer, Buckenheim gegenüber, und nannten sie Neu-Saarwerden. Diese heisst heute noch die Neustadt. Sie errichteten hier alle für die Behörden nötigen Gebäude und bauten eine schöne, lange, steinerne Brücke über die Saar zur Verbindung mit der Stadt Bouquenom und den jenseitigen Dörfern. Die Gründung dieser Stadt wurde für die ganze Gegend das bedeutungsvollste Ereignis des 18. Jahrhunderts.

Wilhelm Heinrich, Graf von Nassau-Saarbrücken, und Karl August, Graf von Nassau-Weilburg, teilten sodann im Jahre 1745 die Grafschaft Saarwerden und die Probstei Herbitzheim. Der erste erhielt 27 Gemeinden, der letztere Neu-Saarwerden als Hauptstadt, während Heinrich Hars-

kirchen zur Hauptstadt wählte. Er liess dortselbst die nötigen Gebäude errichten. Man kann heute noch das Haus sehen, das als Amtsgericht gedient hat. Auch noch andere Gebäude, die der Fürst hatte bauen lassen, sind heute noch zu sehen.

Am 15. Februar 1766 schloss Wilhelm Heinrich darauf in Bouquenom mit Frankreich folgenden Vertrag ab: Der Fürst von Nassau-Saarbrücken gibt endgültig alle seine Ansprüche auf Bouquenom, Alt-Saarwerden und Wiebersweiler auf; der König von Frankreich überträgt alle seine Rechte, die ihm auf andere Teile der Grafschaft Saarwerden zustehen, auf den Fürsten von Nassau-Saarbrücken.

Wilhelm Heinrich überträgt an Frankreich die Dörfer Ensweiler und Roderhof, alle seine Rechte auf Münster, Wiebersweiler, Hüttingen und Kalbhausen, seinen Teil an der Herrschaft Geroldseck (bei Finstingen) und der Dörfer Mettingen, Steinseel (Oberstinzel) und Postdorf, die zur Herrschaft Finstingen gehören, und endlich alle Rechte auf Dreihambach und Rodt. Dafür überlässt Frankreich an Nassau-Saarbrücken das Dorf Büst, alle Rechte auf Wolfskirchen und alle Güter und Domänen in Kirberg, Weyer, Büttin und Diendorf sowie alles, was in der Grafschaft Saarwerden dem Hause Lothringen gehört hat, wird für immer Eigentum des Hauses Nassau-Saarbrücken mit Ausnahme der Metzger Lehen. Auch wurde zwischen beiden Staaten der Zoll aufgehoben, gegenseitige freie Religionsübung zugestanden und den Bürgern freie Niederlassung garantiert. Diesen Vertrag bestätigte der Kaiser. 1776 wurde gleichfalls mit dem Fürsten Nassau-Weilburg diese Grenzregulierung vorgenommen. Nach Ausbruch der französischen Revolution ward die Grafschaft 1793 an Frankreich angeschlossen, und 1794 wurden die beiden Städte Bouquenom und Neu-Saarwerden vereinigt. Alt-Saarwerden ist das heutige, hart an der Saar und an der Bahnstrecke Saargemünd-Saarburg gelegene Saarwerden.

D. R.



Eine Lützelsteiner Amtsrechnung erzählt

Von P. Bieber

Was mag wohl eine alte Lützelsteiner Rentmeistereirechnung aus dem Jahre 1646 erzählen können? Viel mehr als nur von trockenen Zahlen über Einnahmen und Ausgaben des «Staates», den damals die pfalzgräfliche Grafschaft Lützelstein darstellte! Vor uns liegt ein grauer Pappband (Bez.-Arch. Strbg. E 408), der auf dem Rücken die gedruckten Worte trägt: Lützelstein Rentey Rechnung de anno 1646. Innen heisst es zuerst: Rentmeisterey Rechnung vom iohr 1646, und auf der andern Seite kommt der weitschweifigere Titel: «Rechnung dem durchleüchtigen hochgebohrnen Fürsten vnd Herren, Herren Geörg-Hanssen Pfaltzgrafen bey Rhein, Hertzogen in Bayern, Grafen zue Veldentz vnd Sponheim, Meinem gn. Fürsten vnd Herrn, durch mich Adolph Beyern, Rentmeistern der Gravschaft Lützelstein gethan, wass ahne Geld, Wein, und anderm Einkommen vom I. Januarii biss auff d. letzten Xbris diesses 1646, iohrs eingenommen, vnd hingegen aussgeben habe, wie folget.»

Das Buch beginnt mit einem Verzeichnis der Steuereinnahmen. Gleich auf der zweiten Seite werden wir daran erinnert, dass seit fast einem Menschenalter der Dreissigjährige Krieg im Lande tobt: da heisst es: «Ahn Pferd und Holtzgeld ist diss iohr, wegen überauss grossen Kriegssbeschwerungen, und weilen auch noch wenig Pferd im Land nichts erhoben worden.» Nach dem «Wochen oder Kuchengeldt» wird «Einnahm geldt von leibeigenen leüten zue Lützelstein» aufgeführt. Auch hier machen sich die Folgen des Kriegs bemerkbar: die gebrandschatzten und hungernden Bauern werden selbst Soldaten, lassen ihre Felder im Stich und ziehen in den Krieg. «Georg Mehlinger zue Wytersweyler, so sich ahne Susannen, Henrich Fricken Tochter verheyrathet, und vor etzlichen iohren gestorben, hatt einen Sohn hinderlassen, so noch bey leben und im Krieg sein soll, ist noch zur Zeit weilen keine mittel vorhanden, nichts einzubringen.» «Item Christina, Nickel Schützen Tochter, hatt sich ahne einen Soldaten verheyrathet und in Krieg gezogen, soll zwar iohrs 2 s leibschafft geben, weilen aber nichts vorhanden, kan solches nit eingebracht werden.» In manchen Dörfern, wie in Zillingen, konnte eine Besteuerung nicht statffinedn, weil eine Neuveranlagung unmöglich gewesen war: «Weilen dass einbringen gedachten Schaffts auff der Renovation, so bey diessen bössen Zeiten noch nit hatt können vorgegenommen werden, beruhet, alss hatt diss iohr nichts eingebracht werden können.» In den meisten Dörfern konnte überhaupt nichts

eingezogen werden, weil die Einwohner ausnahmslos gestorben oder fortgezogen waren. Das traurige Bild eines wüsten und verlassenen Landes enthüllt sich uns. Von Pfalzweier heisst es: «Weilen dass Dorff lehr und unbewohnt stehet, hatt einiger Pfenning nit eingebracht werden können.» Von Mettingen: «Weilen Ihr F. G. (Ihro Fürstlicher Gnaden) underthanen alda alle gestorben, also kan diss wie auch künfftige iahr nichts mehr eingebracht werden.» Von Hangweiler: «Daselbsten wohnet noch zur Zeit kein Mensch, seint auch wenig mehr im leben.» In Grauftal wohnt auch niemand mehr, in Schönburg «nit mehr alss 5 man». Unter der Ueberschrift «Einnahm geldt von ausslendischen leibeigenen Leuten» lesen wir: «Weilen man vor beschehner renovatur nit wissen kan, ob einige leibeigene Leute ausserm Land wohnen, alss hatt diss iohr nichts können eingebracht werden.»

Es folgen die Einnahmen aus den herrschaftlichen Gütern, und zwar zuerst in Weinburg. Auch hier derselbe Jammer: «Die Herberg, so ihr. F. G. von Hanns Ludwig Fellners Erben erkaufft, stehet lehr und unbewohnt, daher auch nichts empfangen. Item dass Bauer guth daselbsten und Ihr. F. G. eigen, hatt Kriegssgefahr halber weder verliehen noch gebauen werden können.» Dazu werden noch erwähnt «etliche stücklein im Bauerguth, wie auch in der Wandelmatt, so mit papeln und unkraut dermassen verwachsen, dass solches nit mehr können gemehet werden.» Und nun kommt die lange Reihe der verlassenen Dörfer, wo keinerlei Steuer erhoben werden konnte: Wingen, Puberg, Hinsburg, Frohmühl, Adamsweiler, Gungweiler, Struth und Petersbach. In Tiefenbach wohnte niemand mehr als der Müller; in Lohr nimmt sich niemand des Kammerguts an. In Bettweiler waren so wenig Leute, dass ebenfalls keine Steuer einging; ebenso war es in Durstel. Bei diesem Ort wird vermerkt, dass Anna Weiss 1644 einen dort in Quartier gelegenen Soldaten von der Bergstrasse «in Churpfaltz gehörig» geheiratet habe. Auch ausserhalb der Grafschaft hatte der Pfalzgraf Rechte, so in Schwecksingen, das heute Schweixingen heisst und auf französisch den zungenbrecherischen Namen Xouaxange trägt. Hier erhoben sich politische Hindernisse: «Der Meyer zue Lerchingen hatt solchen Schirm gehoben und geliefert, wollen solchen nit mehr geben, wenden vor, ihr Herr der Hertzog von Wodemo (Vaudémont) hats Ihnen verboten.»

Wie die Landwirtschaft, so lag auch der Handel an den Folgen des Krieges dar-

nieder. Zoll und Standgeld auf den Jahrmärkten brachten gar nichts ein: «Die Jahrmärkte zue Lützelstein, Gungweyler vnd Graufftal seint wegen Unsicherheit und Krigssgefahr nit gehalten, dahero auch nichts eingehnomen worden.» Aehnlich stand es auch sonst mit Zöllen und Weggeldern; in Lützelstein selbst war zwar etwas eingegangen, doch konnte es der Rentmeister nicht in seine Rechnung aufnehmen, da Ihre Fürstliche Gnaden, die wahrscheinlich gerade Taschengeld gebraucht hatten, sich das Geld gleich vom Zöllner hatten auszahlen lassen. Der Grauftaler Zoll hatte nichts ertragen, «weilen selbige Strassen nit gebraucht würd, auch dass Dorff lehr und unbewohnt stehet». Ebenso war es in Wingen und Bettweiler, nur in Durstel war das Weggeld an Nickel Ott für 1 Gulden 2 Schilling versteigert worden. Das Ungeld, die Steuer auf den Weinausschank, hatte nur in der Hauptstadt Lützelstein einen Ertrag, und zwar «zahlte Hanss Jacob Helmstetter, Schultheiss und Würth alhie vermög der geschworenen Ungelder abrechnung 119 Gulden 7 Schilling 9 Pfennig, und sein Bruder Hanss Philip Helmstetter ungefahr ebensoviel.» Das waren aber auch die einzigen Wirtschaften in der ganzen Grafschaft, denn es hatte «auff dem Land diss iahr Krigssgefahr und Unsicherheit halber kein Wein können verzapffet werden». Von der Leibeigenschaft hatte sich in diesem Jahre niemand abgekauft; wo sollten die armen Leute auch das Geld dazu hernehmen!

Und nun kommt das Kapitel der Geldstrafen: «Einnahm geldt Frevel.» Doch was seh ich? Mein ehrenwerter Vorfahr Hans Philipp Helmstetter unter den Missetätern? Aber inniges Verständnis erfüllt mich beim Lesen dieses Kriminalberichts: «Laut Extract Ampts prothocolli ist Hanss Philip Helmstettern, dass Er bey der Schatzungs renovation geflucht, und ungebührliche Reden ausgestossen, beym Amt Frevel angesetzt worden, nemblich 3 fl.» Offenbar hatte er sich aufgeregt, weil er zu hoch veranlagt worden war. Es gibt nichts Neues unter der Sonne! Es wird uns auch nicht wundern, dass trotz Jammer und Elend Geld zum Trinken vorhanden war; denn wer Sorgen hat, hat auch Likör. «Item Martin Munsch von Zittersheim, dass er Clauss Lorentzen den Büttel trunckener Weiss im Wirtshauss ohne Ursach, hinter den Offen zue Boden geworfen 5 s.» Illustrissimus selbst hielt es durchaus nicht für unter seiner Würde, gelegentlich höchstpersönlich und in väterlicher Weise sich um die Ordnung unter seinen Untertanen zu kümmern und . . . die Geldstrafen in die eigene Tasche zu stecken, ohne sie den Umweg über die Finanzverwaltung machen zu lassen. So lesen wir: «Item nach endlicher erörterung der zwischen dem Schultheissen zue Lützelstein Hanss

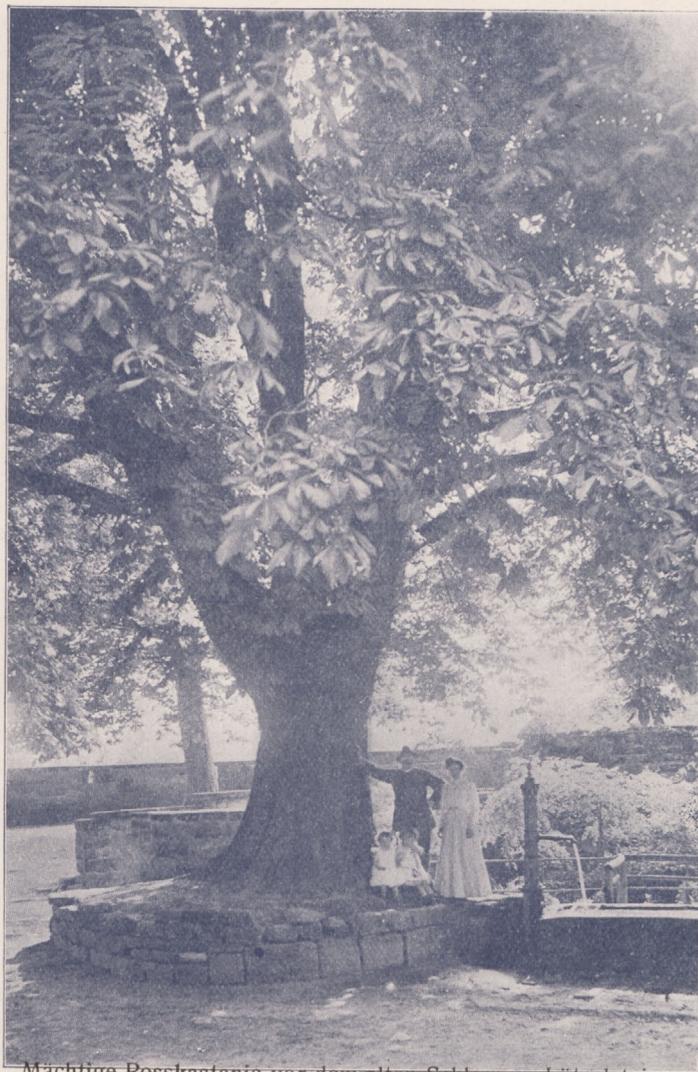
Jacob Helmstetter und einem Ehrsamem Gericht zue Lützelstein, auch etlichen Gerichtsschöpfen auf dem Lande, bey beschenen Contributions renovation entstandenen streitigkeiten, und von Ihm Schultheissen ausgestossenen unverantwortlich und unbeweisslichen Schmähworten ist Er Schultheiss von Illustrissimo in 9 fl. Frevel condemnirt worden, welche Ihr. F. G. selbst empfangen, also hier nichts.» Manchmal mag auch so einem armen, geplagten Bauern, der immer und immer wieder allen möglichen Soldaten dienstbar sein musste, die Geduld ausgegangen sein. Da musste Illustrissimus selbst einschreiten: Die Trennung zwischen Justiz- und Exekutivgewalt war damals noch nicht sehr säuberlich durchgeführt, ebensowenig wie die Trennung zwischen Staatskasse und Geldbeutel des Fürsten.

Andere Fälle hatte sich der Landesvater vorbehalten, statt sie dem Amt zu überlassen. Da hatte einmal eines Wagners Frau aus Fahrlässigkeit einen Brand verursacht; ein andermal strafte er einen Mann, wegen «erwiessenen Ungehorsams gegen vielfältig angelegtes Amtsgebott und noch dazue wider Juncker Amtmann ausgestossenen unverantwortlichen Reden» und kassierte die Strafe auch selbst ein. Ueberhaupt wurde bei Beleidigungen kein Spass verstanden. Da hatte einer den Strecker auf der Glashütte einen Schelmen gescholten: es kostete ihn einen Gulden. Bei einem andern war es noch schlimmer: «Item Lentz von Lohr, von wegen dass Er umb geringen Versehen willen nit allein Jacob Jungen zu Lohr Dienstiungen mit einem grossen brügel zue Boden geschlagen, dass Er Blut gespien, sondern auch dess Schultheissen Sohn ein Hexenkind gescholten, ist vom Amt in ein Frevel condemnirt, nemblich 2 fl.»

Nach den Strafgeldern folgen die Einnahmen aus Glashütten. Auch da sieht es trostlos aus: Weilen in Ihr. F. G. Land keine Hütten mehr im Gang, also hie nichts. Dasselbe Bild bei den Berg- und Hüttenwerken: «In der Gravschaft Lützelstein ist kein Berg oder Hüttenwerckh mehr in esse, allein bleibt Georg Hoff verstorbener Hammerschmied zue Frohmühl, dessen Witib sich ahn Ulrich Braunen, hiessigen Wachmeister, verheyrathet, vermög der Amtschaffney Rechnung über 200 fl. schuldig, weilen Er aber gestorben, und nichts hinterlassen, würd die Schuld verlohren gerecht.» Es folgt der Erlös aus dem Verkauf landwirtschaftlicher Erzeugnisse, die wohl meist vom Zehnten und andern Naturalabgaben herrührten. Hier sehen wir so recht die Entwicklung, welche die Landwirtschaft seit damals durchgemacht hat. Zwar lesen wir auch schon von Weizen, Roggen, Molzer oder gemischter Frucht, Gerste, Hafer und Erbsen, sogar von Welschkorn, wel-

ches übrigens nichts ertragen, aber daneben werden Getreidearten erwähnt, die auf geringem Boden wachsen und heute gar nicht mehr gepflanzt werden, wie Dinkel (Spelz), Immerkorn (Emmer), und Heidenkorn (Buchweizen). Dagegen vermissen wir, was wir uns gar nicht mehr aus der Landwirtschaft und auch von unserm Mittagstisch hinwegdenken können, die Kartoffel. Die Kleie aus der herrschaftlichen Mühle wurde ganz im eigenen Betrieb der Herrschaft für das Vieh verbraucht. Da Geldmangel war, wurde den herrschaftlichen Dienern Frucht auf ihren ausständigen Lohn gegeben, auch den Handwerkern, die für die Hofhaltung gearbeitet hatten, auf ihre Forderungen, so dem Schweinehirt auf gemachte Strickerarbeit. Sehr resigniert klingt es, wenn es unter dem Titel «Pferde» heisst: «Diss iahr, wie meniglich bekant, nichts. Und weiter: Diss iahr ist kein Rindviehe verkaufft worden, weilen man keines missen können.» Mit den Schweinen war es ebenso, und über die Schafe lesen wir: «Weilen man im Land noch zur Zeit Krigssgefahr halber keine Schaff halten können, also hie nichts.» Lakonisch und unbedingt richtig heisst es dann unter «Wolle»: «Wo keine Schaff, auch keine Woll.» Mit den Häuten und Fellen war es auch nicht anders. Kapaune wurden nur aus Lützelstein selbst gegeben, und zwar 9 Stück, die alle in der herrschaftlichen Küche verbraucht wurden, ebenso wie die 8 Hühner, von denen nur eines verkauft wurde für 1 Schilling 4 Pfennige. Der kleine Zehnten auf Hanf und Flachs brachte nur in 5 Dörfern etwas ein. An Frongeld zahlte lediglich ein Glaser zu Volksberg, Hanss Engelhard, 4 Gulden für die Fronfreiheit. Auch etwas Hauszins ging ein, so «auss dem Wachtheussel bey der Schul» und «Speicherzins von einem Speicher oberm Ochsenstall»; desgleichen Schirmgeld von Nicklauss Bauern, Pflugmachern und Schirmverwandten. Sogar die Fische rei war schlecht ausgefallen; die drei Weiher, der Oberste Mühl Weyer, Thiergarten und Saltzsteyger Weyer wurden dreimal gefischt und ergaben 577 Karpfen und 22 Hechte, die sämtlich in die Hofküche wanderten. Auch das Handwerk lag darnieder; bei den Einnahmen von Zünften lesen wir: «Weilen die Zunfttäg, biss auff Ihr. F. G. fernere Verordnung eingestellt, also hie nichts.» Auch der «Zehende Pfening» blieb ertraglos, «weilen diesses iahr keine Erbschafften auss dem Land in frembde Herrschafften kommen». Der Gesamtbetrag aller Einnahmen an Geld beläuft sich auf 1237 Gulden und 9 $\frac{1}{2}$ Pfennige.

Nun aber zu den Ausgaben. Seinem gnä-



Mächtige Rosskastanie vor dem alten Schloss zu Lützelstein

digen Fürsten und Herrn hat unser Rentmeister untertänigst geliefert — nichts. Da verstehen wir, dass Illustrissimus am liebsten selbst ein-kassierte. In den Ausgaben «auff gnedigen Befelch» machen sich wieder die bösen Kriegszeiten bemerkbar. Da lesen wir: «Item Lorentz Cuntzen Schlossbecker auff gn. Befelch alss Er von Soldaten geplündert und aussgezogen worden.» Da hatte die Witwe des Hofbarbierers Hanss Ott noch 6 Gulden Arztlohn zugut, weil ihr Mann den herrschaftlichen Stalljungen Nicklaus Beck von Lohr, welchen ein Pferd geschlagen, behandelt hatte: sie erhielt eine weitere jährliche Abzahlung von 1 fl 9 s. Ein Trost für unsere ärztlichen Leser, wenn sie auf die Zahlung ihres Honorars warten müssen. Die Ausgaben für die Hofhaltung zeigen uns ein buntes Bild. Eingekauft wurde damals schon hauptsächlich in Strassburg. Wir lesen: «Item auff Ihr.

F. G. g. befahl Hertzog Friedrichs F. G. von Zweybrüggen Trompeter für Calender so Er von Strassburg gebracht bezalth 7 s.» Wir zählen weiter auf: « $\frac{1}{2}$ Reiss Papier zur Renterey, 5 blechene grosse Suppen Kaar (= Kochtopf, in der Mundart noch gebräuchlich) für dass gesind oder die Fröhner, Fassbrand in den Keller, Sigelwax zur Cantzley, Reisspapier und Dintenzeug, so Kirchenschaffner Theobald Pfender von Strassburg zur Cantzley gebracht, Gewürtz in die Küchen, Duch und Seide für Tobias Werth, den Hofschneider, Ihr. F. G. für 2 paar Handschuhe bezalth 7 s 6 d, Lichter.» Ja sogar 81 Pfund Butter wurden von Strassburg gebracht und ins Schloss geliefert; so schlimm stand es in diesem Bauernland, dass man Butter aus der Stadt beziehen musste, weil in der ganzen Grafschaft nicht genug aufzutreiben war.

In der Liste der Dienstbesoldungen lernen wir den ganzen Hofstaat kennen, der in diesem waldverlorenen Flecken residierte. Gleichzeitig tun wir aber auch einen Blick in die gähnende Leere der Staatskasse. An der Spitze der Beamten steht Juncker Hoffmeister und Amtmann Albrecht Otto zue Merlaw. Dann folgt Secretarius Adam Dieffenbach. Der Arme hat zwei Jahre rückständige Besoldung zugut. Der Rentmeister selbst, dessen Jahresgehalt 40 Gulden beträgt, hat sich sein Gehalt vollständig ausbezahlt. Es ist doch gut, wenn man an der Quelle sitzt. In der Liste folgen Forstmeister Theobald Pfender und der gewesene Küchenschreiber Johann Nicklaus Keudel. Diesem wurden von 55 Gulden rückständigem Gehalt nur 4 fl 8 s bezahlt. Dann kommt Wachtmeister Ulrich Braun und der Hofküfer Peter Morenmetzler, der ganz schlecht wegkommt: von 75 Gulden, die ihm zustehen, kriegt er gar nichts. Weiter der Schlossbeckh Lorentz Cuntz, Schlosspfortner Meyerhanss, Stallknecht Clauss Lorentz, der Büttel und Speicherknecht geworden war, Hanss Mathis Brum, der Jäger, der seine 22 Gulden Dienstgeld fast vollständig ausbezahlt bekam, Hanss Lembacher, der Jäger und Förster, Hofschneider Tobias Werth, Stoffelss Jacob, der Wächter auf dem Bau, Zöllner Hanss Rösser, die Ungelder Wolff Huth und Johann Rösser, ein Brot- und Fleischschätzer und der Schultheiss von Weinburg. Das Kaminfege war an eine Strassburger Firma Martin Betz und Consorten zu einem festen Preis, der also unter Dienstbesoldungen erscheint, vergeben worden. Es wird dann noch verzeichnet ein Eselsknecht, zwei gewesene Ochsenjungen, von denen einer den seit 1645 rückständigen Lohn endlich erhielt, und acht Ochsenknechte und -jungen. An der Spitze des weiblichen Personals steht die Frau Burgvögtin Ganssin; Köchin und Viehmägdle werden aufgezählt.

Es folgt das Verzeichnis der Zahlungen an alle möglichen Handwerker, Steinmetzen und Maurer, Zimmerleute und Schreiner, Wagner, Schmiede usw. Der Schlosser wurde bezahlt «für ein gross Schloss dem Büttel zue den Gefengnissen zue gebrauchen»; die Schuhmacher «für allerhand Schusterarbeit, so er Aufwertern, Cammeriungen wie auch den übrigen Dienern, Knechten, Jungen und Mägden ahne Lohnschuhen gemacht». Stenger Hanss, der Hüttenmeister, hatte Gläser und durchsichtige Scheiben zum fürstlichen Hofstaat geliefert.

Unter «Victualien und Kuchenspeiss» wird zwar nicht alles aufgezählt, was verzehrt wurde; das war ja nicht Sache des Rentmeisters, sondern des Küchenschreibereiverwesers. Doch erlaubt auch unsere Rechnung manchen Einblick in die Lebensweise der fürstlichen Familie. Wir erfahren auch, was für hoher Besuch da war, denn bei solchen Gelegenheiten wurde besonders aufgetischt. Beim Besuch der Herren Grafen von Westenburg lieferte Meyerhanssen Frau die Eier. «Alss der Graff von Hannau anhero komen wollen», wurde dazu in Zabern Fleisch geholt. Als der Herzog von Württemberg hier gewesen, gab es Weissbrot, und als die Gräfin von Rauschenburg über Nacht allhier gelegen, Speck und Eier. Auch beim Besuch des Grafen von Rixingen wurden Eier verzehrt. Die Brettstellen wurden von Ingweiler bezogen. Auch die beiden Wirte Helmstetter erscheinen als Hoflieferanten von «Wein und dergleichen Sachen, so Ihr. F. G. bey Ihme abholen lassen». Aus den Ausgaben für Zehrung klingt allenthalben wieder das Geklirr der Waffen.

In die damaligen Postverhältnisse weicht uns der Abschnitt Botenlohn ein. Item einem Botten von Buchssweyler, so ahn usserrn g. Fürsten und Herrn ein verschlossen Schreyben, so von Baden kommen, überbracht, Potenlohn zalth 5 s 4 d. Unter «Verehrung» lesen wir: Item alss Ihr. F. G. von dem Hertzogen von Württemberg so übernacht alhie im Schloss logiert ein Pferd verehrt bekommen, hab ich auff gn. Befehl Halfftergeld bezalt 1 fl 5 s. Wir erfahren auch, dass die Frau Burgvögtin Ganssin in Strassburg allerlei Gartensamen gekauft hatte. Dass die Untertanen auch gegen ihre Herrschaft zu ihrem Recht kamen, ersehen wir aus folgendem Vermerk: Item Philip Greiner Bürgermeistern wegen Ihr. F. G. Ochssen so zue Schaden gangen auff Jr. Amtmanns Befehl zalth 6 s.

Die Rechnung endet mit dem Vermerk, dass sie durch Ihre Fürstlicher Gnaden Rat und Amtmann Johann Heinrich von Steincallenfels, Secretarius Diefenbach und Forstmeister Pfender abgehört und vom durchlauchtigen hochgebornen Fürsten und Herrn angenommen wurde. Sie ist unterschrieben: Georg Hanss Pfaltzgraff.

Die Vergeltung

Eine Erzählung nach elsässischen Chroniknachrichten von F. L.

1.

Das Portal des Münsters öffnete sich unter dem gewaltigen Geläute aller Glocken Strassburgs, und die Fronleichnamsprozession quoll mit ihren Standarten und Bannern, ihren Zinken und Pauken, ihren Domherren, dem Bischofe und ihrer Priesterschar, ihren allerliebsten Mädchen und Frauen (denn Strassburgs Mädchen und Frauen waren überall ihrer Reize wegen berühmt) aus dem herrlichen Dome hervor und ordnete sich auf dem schönen Münsterplatz. Die Menge der teilnehmenden Frauen und Männer, Kinder, Jungfrauen und Jünglinge war ungeheuer gross, doch konnte man deutlich wahrnehmen, wie die Söhne der reichen Kaufherren in ihren stolzen Samtkleidern aus Venedig, nebst den goldenen Ketten, die sonst nur ritterlicher Ehrenschnuck waren, als müssige Gaffer umherstanden und in ihrer Vermessenheit spötelten über manches, was, seit Huss in Konstanz verbrannt worden, in argen Zweifel gezogen zu werden pflegte. Ihre Augen taten sie weit auf, wenn ein hübsches Frauenbild in sittiger Zucht und tiefer Andacht näher kam. Unter einem solchen Truppe junger, leichtfertiger Fante stand auch ein Ritter, der mit ihnen gleichen Schlages war, ein leichtfertiger, ausschweifender junger Mann von höchstens sechsunddreissig Jahren, schön und stattlich von Gestalt und prunkvoll gekleidet. Er gehörte dem angesehenen Geschlechte von Geroldseck an und bewohnte das feste Schloss Lützelhart in den wildesten Schluchten des Vogesengebirges. Sein Name war Diepold von Geroldseck. Unbeweibt, wie er war, brachte er die meiste Zeit in den Zechstuben Strassburgs zu beim Trunke und Spiele. Lange Zeit war er am Hofe des Grafen von Toulouse gewesen und erst seit zwei Jahren in das Elsass zurückgekehrt. Wie sie dann so da standen und der Frauen Schönheit musterten und priesen, da trat aus des Münsters weit geöffnetem Portal ein Weib, bei dessen Anblick aller Augen in Verwunderung festgebannt wurden.

Gross und voll, aber noch weit von der Fülle entfernt, welche aufhört, schön zu sein, war ihr schöner Leib von einem Ebenmasse, das zur Bewunderung hinriss. Man wusste nicht, sollte man den kleinen Fuss, dem selbst die Schnabelschuhe seine Schönheit nicht rauben konnten, oder die Majestät der Gestalt oder den milden Engelsreiz des Angesichts oder dessen einzelner Teile, des sanften, blauen Auges, das so klar und so sinnig in die Welt schaute, der Lippen Frische, der

Wangen Rosen, der Stirne Schnee, der Locken Fülle — oder die kleine, blendendweisse Hand, oder endlich den unbeschreiblichen Zauber von Unschuld, Demut, Frömmigkeit preisen, der über diese Huldgestalt ausgegossen war. Wie gesagt, die Fante verstummten alle, und keiner von ihnen wagte ein loses Wort; aber sie standen da, als hätte ein Zauberer mit seinem Stabe sie alle auf einmal berührt. Diepold aber erglühte gewaltig, als er die wundervolle Frau hervortreten sah, der eine Zofe folgte. Ihr Kleid war ein einfaches, schneeweisses Gewand und, gleichsam als verachtete sie bei dem Reichtum ihrer Schönheit jeden Schmuck, war sie dessen ganz ledig, und doch ging sie daher wie eine Königin.

Als sie an dem Haufen vorüberging und ihr Auge Ritter Diepold sah, grüsste sie freundlich. Jetzt flogen alle Köpfe herum, zu sehen, wem der Gruss gegolten, und als man Diepolds Wangenglut sah, wusste man wohl, dass er's war. Jetzt bestürmten ihn alle zugleich mit Fragen nach der Schönen, und da die Prozession sich in eine der Gassen wandte, welche auf den Münsterplatz sich ausmünden, und der Trupp gerne an einem Altar Stand fassen wollte, wo man wieder des Anblicks des herrlichen Weibes geniessen könnte, und darum in eine andere Gasse einbog, so sagte Diepold: «Was quälet Ihr mich lange? Es ist die Hausfrau Ritter Walthers von Hohengeroldseck, meines Vettters, die er sich in Schwaben gefreit hat. Habt Ihr sie denn noch nie gesehen?» — «Also die Frau, welche der Rat erwählt, morgen die Siegespfänder auszuteilen im Kampfspiele?» — «Dieselbe», entgegnete Diepold, und eine wilde Freude strahlte aus seinem Auge, wohl verratend, dass er darauf rechnete, dass sie ihm den Preis unfehlbar bieten würde. «Um den Preis aus dieser Hand wagten wir alles!» seufzten viele. «Ritter Diepold, Ihr seid ein Glücklicher, dass Ihr darum werben könnt!» Der Seufzer, der sich aus Diepolds Brust arbeitete, legte aber Zeugnis ab, dass er sich nicht zu den Glücklichen zählte. Frau Hedwig war eben seines Vettters Weib.

Ueberall verfolgte nun unablässig der lüsterne Haufe die Prozession um des schönen Weibes willen, die aber für sie kein Auge hatte, obwohl sie es merkte, und, gestört in ihrer Herzensandacht, die Prozession bald verliess, um in die Herberge zu treten, wo sich alsbald ihr Gemüt in frommer Andacht ergoss. Den Nachmittag brachte Frau Hedwig im Schosse befreundeter Familien zu; denn ihr Gemahl war gar hochge-



Tobias Stimmer, Vollwappen ohne Bild und Kleinod

achtet bei dem Adel und den altbürgerlichen Geschlechtern der freien Stadt, weil er den Ruhm genoss, des Elsasses wackerster Ritter zu sein und zu der freien Reichsstadt jederzeit in Bundestreue gehalten hatte, in Freud und Leid, in Krieg und Frieden.

Herr Walther aber, der schönen Frau Hedwig Egeherr, war nicht in Strassburg, weil er gen Metz zu ziehen hatte, wo er bei dem Bischof mancherlei zu besorgen hatte und das hohe Fest dort feiern wollte. Lieb war dies Diepold, denn sein verdorbenes Herz war erglüht in scham- und zuchtloser Leidenschaft für das Eheweib seines Veters, und wähnend, die Frau sei ähnlich denen, welche er im Süden Frankreichs kennen gelernt hatte, stellte er ihr schon lange nach und übte alle höllischen Künste der Verführung, die er so oft erprobt hatte. Aber die Reine ahnte den Teufel nicht, der hier im Gewande des wohlwollenden Freundes erschien, ahnte nicht, was er im Schilde führte. So gross war doch der Unschuld Allmacht über den Verworfenen, dass er beschämt sich zurückzog und wohl erkannte, hier müsse er anders verfahren. Er spielte den Unglücklichen, den hoffnungslos Liebenden mit vieler Kunst; aber Hedwig, die ihn betrauerte, schien es nie zu merken, dass sie der Gegenstand seiner Schmerzen sei. So blieb auch dieser Versuch fruchtlos, und Hedwig hielt ihn durch ihre sittliche Reinheit und Würde in einer so gemessenen

Entfernung, dass er fast verzweifeln wollte.

Hier in Strassburg schien ihm die Gelegenheit die günstigste von der Welt, seinem Ziele näher zu kommen. Hedwig war vom Rate erwählt, des Sieges Preise zu verteilen; sie sollte auch dadurch des Festes Königin sein. Ausser Walther durfte er als Ritter keinen fürchten und war des Sieges im voraus gewiss. Dann dürfte er sich ihr nahen und ihr seine Huldigungen weihen und, wäre ihr Herz nicht von Eis, alles erhoffen. Es gelang ihm schon am Abend des Fronleichnamstages in das Haus zu kommen, wo Frau Hedwig zu Gast war. Als Verwandter und welterfahrener Ritter wusste er sich stets in Hedwigs Nähe zu halten, ihr die süssesten Worte zu sagen, ihr die zarteste Aufmerksamkeit zu widmen. Ruhig, mild, freundlich nahm es Hedwig auf; aber Diepold blieb so weit entfernt, als er es gewesen. Immer wilder aber loderte dadurch seine unlautere Leidenschaft auf und frass, wie ein verzehrender Krebs, an seinem Innern, ihm Ruhe und Heiterkeit raubend.

2.

Der andere Morgen tagte kaum, so rührten sich viel hundert Hände auf dem Münsterplatz. Es wurden Schranken eingerammt, Tribünen aufgebaut und Schaugerüste, in aufsteigenden Reihen die Sitze enthaltend, damit man des Kampfspieles eben recht ansichtig werde konnte. Eine aber war ausgezeichnet durch Reichtum der Verzierungen. Mit rotem Tuche war sie ausgeschlagen, und an der Brüstung befand sich Strassburgs Wappen, prangend in frischer Farbenpracht. Sie war bestimmt, sowohl die Glieder des Rates der Stadt und ihre Bürgermeister, als auch die Kampfrichter und die Damen aufzunehmen. Ein erhöhter Sitz war für Frau Hedwig von Hohengeroldseck, die Verteilerin der Ehrengeschenke an die Sieger, bestimmt, unter denen ein kostbares Kreuzschwert mit goldener Verzierung und eben so kostbarem Wehrgehänge das schönste war. Andere Gerüste waren für die Trompeter und Zinkenbläser, sowie für die Pauker und Pfeifer bestimmt.

Die vielen Hände machten, wie das Sprichwort sagt, geschwind ein Ende. Wohl war auch manches schon vor dem Feste hergerichtet, so dass es nur zusammengesetzt werden durfte. Kurz, ehe noch der Mittag da war, stand alles in voller Pracht da, und Tausende von Gaffern und Neugierigen schwärmten umher, es zu besehen. Alle Herbergen waren mit Rittern und Knappen aus den Gegenden diesseits und jenseits des Rheines angefüllt, und das Volk strömte in dichten Haufen der Stadt zu.

Mit all dem eigentümlichen Zeremoniell, welches für solche Festspiele aus alter Zeit her festgesetzt war, wurden nun, nachdem die Musik

drei Mal das Zeichen gegeben, die Tribünen eingenommen. In stattlichem Zuge erschien der Rat. Jungfrauen der ersten Familien der Stadt trugen die Preise, und Frau Hedwig, der Schönen Schönste, folgte mit dem Bürgermeister hinter ihnen, rings umgeben von Hellebardiern, gekleidet in den städtischen Farben. Der Rat und ein zahlreiches Gefolge von Damen und Herren, die nicht an den Kampfspielen teilnahmen, schlossen den Zug. Als dieser Zug seine Plätze eingenommen, die Kampfrichter die ihren und der Herold die Eröffnung des Kampfspiels bekannt gemacht, öffneten die bestellten Wärter die Schranken, und die Ritter zogen mit offenem Visiere ein. Nur einer in stahlblauer, einfacher Rüstung hatte sein Visier geschlossen. Da er allen übrigen Anforderungen genügt, auch beschworen hatte, dass keinerlei feindselige Absicht ihn erfülle und er nichts Arges im Schilde führe, wurde ihm das geschlossene Visier völlig gestattet. Bescheiden und demütig hielt sich der fremde Ritter in der hintersten Linie.

Zuerst ritt Diepold in die Schranken und forderte die Kämpfer zum Wettkampfe auf. Sogleich ritten andre Ritter mit ihm ein, und der Kampf begann. Diepold war stark wie ein Riese und sehr gewandt und blieb Sieger in allen Wettkämpfen. Sein glühendes Gesicht sah hinauf zu der Bühne, wo Hedwig stand, die sich schuldlos des Sieges ihres Veters freute, und in ihrem Lächeln sah er Gewährung. Und sie, sie dachte an ihren Walther; wie gerne würde sie ihn mit dem kostbaren Schwerte umgürtet haben? Aber er war fern in Metz. Jetzt ritt langsam der fremde Ritter in die Schranke, um mit Diepold eine Lanze zu brechen. Diepold wurde es unheimlich, als er die stolze, hohe Gestalt sah, und er dachte an die Möglichkeit, des Sieges beraubt werden zu können. Seine ganze Kraft schien sich im Arme konzentrieren zu wollen. Wäre es eins von Walthers Rossen gewesen, die er alle kannte, eine von seinen Rüstungen, die ihm auch nicht fremd waren, er hätte geschworen, es sei niemand anders, als Walther von Hohengeroldseck. Aber so wusste er, dass Herr Walther gen Metz gezogen war und zweifelte darum mit Recht, dass er es sei.

Aber in noch einem Herzen regte sich ein gleicher Gedanke. Hedwig sah jetzt die Gestalt des Ritters, seine Haltung, die Art, das wilde Ross zu beherrschen, und ihre Brust hob sich freudig, es musste Walther sein! Doch, wie konnte er? Wie sollte er dazu kommen, sich zu vermummen, er, der überall so hoch geehrt war und besonders in Strassburg? Sie konnte das



Tobias Stimmer, Unbekannte Alliance

nicht begreifen und wurde zweifelnd. Noch verfolgte sie ihn mit ihren Gedanken und Blicken, da schrie das Volk auf. Sie sah auf Diepold — der lag im Sande! Wütend sprang er auf, obgleich seine Hüfte ihn schmerzte. «Noch eine Lanze», rief er schäumend vor Ingrimm. Wieder begann der Kampf. Zwei Lanzen brachen wie Halme. Beim dritten Ritte — dieselbe Erscheinung! «Du bist Walther von Geroldseck oder der Teufel!» schrie wie ein Rasender Diepold und zwang ihn zum dritten Lanzenbrechen.

Dieses Mal aber wurde Diepold mit solcher Heftigkeit an die Erde geschleudert, dass er betäubt liegen blieb. Das Hohngelächter des Volkes wirbelte zu den Lüften auf. Die Musik liess einen fürchterlichen Tusch erschallen, und der Herold rief neue Kämpfer auf. Allein nach dem, was sich ereignet, mochte keiner mehr kämpfen, und Walther von Hohengeroldseck schlug das Visier auf, indem er vom Pferde sprang und seinem Vetter aufhalf. «Verzeiht, Vetter», sprach

er, dass ich es nicht ertragen konnte, dass mein geliebtes Weib einem andern als mir den Preis reiche! Diepold lächelte, aber eine Hölle kochte in seiner Brust. Er wurde in die Badstube eines nahen Barbiers gebracht, der ihm die schmerzenden Stellen einrieb, und stille verschwand er aus Strassburg, ehe die Nacht noch kam.

Der Sieger aber stieg unter dem ungemessenen Volksjubel die Stiege hinan, und Hedwig sank mit einer Freudenträne im schönen Auge in des Gatten Arme. «Ich konnte es nicht tragen, dass ein anderer den Preis aus deiner Hand empfinde», sagte er, «und wollte dir die Freude machen, mir ihn reichen zu können.» Sie gürtete ihm in seliger Freude das Schwert um, und allgemein theilte man die Freude der glücklichen Gattin. Ein heiteres Bankett folgte, und nach dreien Tagen kehrten die Glücklichen nach Hohengeroldseck heim.

5.

Wie das schuldlose Kind am Rande des Abgrundes spielt und nach der Blume hascht, die blühend darüber hängt, ohne zu ahnen, wie furchtbar die Tiefe ist, in die es stürzen kann, und wie rettungslos das Verderben ist, das sich vor ihm öffnet, so lebten die glücklichen Gatten auf Hohengeroldseck. Vier Knaben hatte ihnen der Himmel geschenkt. Blühend und kräftig umhüpften sie die Mutter, die, wäre sie älter gewesen, als die ältere Schwester fast hätte gelten können. Und der glückliche Vater fühlte sich nur wohl im Kreise seiner Lieben. Nicht einmal das Weidwerk konnte ihn anziehen und herauslocken aus dem schönen Kreise der Seinen, und doch dehnte sich rings um die Burg und stundenweit hin der dichte Forst, das Weidrevier der Burg. Nur in dem Tale, das hinabführte nach Lützelhart, wo Ritter Diepold lebte, waren menschliche Wohnstätten. Dorthin wanderte wohl oft Frau Hedwig mit ihren Mägden, um Erquickung den Armen und Kranken zu bringen, deren Pflegerin sie war. Insbesondere pflegte sie dort einen Greis mit sorglicher Treue. Rubli hiess der Alte. Er war herübergewandert aus der Schweiz mit seinen sechs Söhnen, die als Köhler sich nährten. Erblindet und gelähmt, bedurfte der unglückliche Greis ihrer Unterstützung sehr, da er und die Seinen arm waren. Dafür aber waren sie alle ergeben dem Hause Geroldseck mit Leib und Seele. Wohl sah sie hier oft ein Auge, das jeden ihrer Tritte verfolgte, aber nicht ihr galt zunächst die Arglist. Schlauer berechnet war sein Plan.

Nichts vermag den Schimpf zu bezeichnen, den Diepold sich angetan sah. Heruntergestürzt von dem Gipfel seiner Hoffnungen, überwunden von einem andern, er, der aller Besieger gewesen

war — das war zu viel! Das Hohn- und Spottgelächter des Volkes tönte noch in seinen Ohren. Rache! Rache! rief er in fürchterlicher Leidenschaft. Dort sass er auf Lützelhart und brütete über verruchten Plänen. Walther war der Gegenstand seines bodenlosen Hasses, das Hindernis seiner gottlosen Wünsche und Hoffnungen. Wie? raunte ihm der Versucher ins Ohr, wenn Du ihn heimlich hinwegschafftest? Wenn Du ihn in das Verliess deiner Burg würdest und ihn dort verschmachten liessest und dann als Mittrauender zu Hedwig trätest und nach Jahresfrist um ihre Hand würdest? Aber wenn es ruchbar würde? Doch dafür war Rat da. Diepold hatte vier Knechte, die ihrem Herrn treu, aber sonst Ausgeburten der Hölle und ihrem Herrn auf allen Wegen bis jetzt behülflich gewesen waren beim Ausführen der Bubenstücke, an denen Diepolds Leben nicht gerade arm zu nennen war. Diese Burschen, roh und gefühllos, waren es, auf die er seinen Plan stützte. Zu ihnen konnte, an Schlaueit und bösaertiger Gewandtheit allen überlegen, noch ein Knabe gerechnet werden, den einst Diepold wandernden Zigeunern abgejagt, die ihn wohl irgendwo gestohlen, ihn aber schon so vortrefflich abgerichtet hatten, dass Diepold nichts mehr zu verbessern fand.

Als Bettelknabe verkleidet, wand sich die kleine Schlange zu Hedwigs Füßen, welcher er eine abenteuerliche Mär von seinem Schicksale vorlog und hielt sich mehrere Tage in der Burg auf, wo er denn auch erzählen hörte, dass Ritter Walther in dem Walde das Lager eines trächtigen Rehes erkundet habe, das jetzt wohl Kitzlein haben müsse; da würde denn wohl Herr Walther, der es niemanden gesagt, wo es sei, dieser Tage die Kitzlein für die Junker holen, zu Lust und Kurzweil. Eine Ziege, sagten sie, sei schon da, welche sie dann fortsäugen sollte. Der schlaue Bube lauschte aufmerksam diesen Worten. Er hatte, als er die Burg umkreiste, der Rehgeiss Lager entdeckt, und war nun seelenvergnügt, seinem Herrn diese Kundschaft bringen zu können; doch dünkte es ihm nicht geraten, eher von dannen zu gehen, bis er etwa auch den Tag und die Stunde kenne, wann Herr Walther auszugehen gedenke. Die Witterung war mehrere Tage regnerisch gewesen, und das höher ziehende Gewölk verhieß nun bald Sonnenschein. Da vernahm eines Morgens der Verräter, wie der Ritter zu seinen lieblichen Knäblein sagte, er werde heute in den Forst gehen und ihnen etwas recht Schönes mitbringen. Sie wollten ihn nun alle begleiten, aber weil es doch zu weit gewesen wäre, so wies der Ritter ihre Wünsche zurück.

Kaum war diese Kunde erlauscht, als der kleine Bösewicht aus der Burg verschwand, ohne



Tobias Stimmer

Wappen der Stimmer

dass irgend jemand etwas ahnte. Wie der Wind flog der Bube den Talweg hinab, es Diepold anzusagen. Ohne nur eine Minute zu rasten, erreichte er die Burg. Diepold war bereit. Schnell färbte der Kienruss die Gesichter der Knechte, und mit dem Buben begaben sie sich sofort auf den Weg nach der Stelle, wo das Lager der Rehgeiss sich befand. Der Tag war mild und sonnenhell geworden. Selbst im Walde war es warm, wo doch im dichten Grün kaum ein Sonnenstrahl durchdrang. In angemessener Entfernung von der bezeichneten Stelle legten sich die Strolche in Versteck. Der Bube schlich leise wie ein Wiesel umher und spähte. Endlich, es war fast schon gegen Abend, kam der Ritter von der Burg her und schlich leise zum Lager des säugenden Tieres. Da lag ein Kitzlein und sah ihn mit

den klaren Aeugelein so furchtlos an, dass ihn fast der Gedanke reute, es der Mutter nehmen zu wollen. Nachsinnend lehnte er sich an eine alte Eiche. Der treue Hund, der ihn begleitete, war unruhig geworden. Schnüffelnd ging er umher und knurrte.

Herr Walther lachte über das Tier und suchte es zu beruhigen. Aber plötzlich sprang er, laut und grimmig anschlagend in das Dickicht, doch getroffen von einem Pfeile, kehrte wimmernd das edle Tier zu seinem Herrn zurück und verschied zu seinen Füßen. Mit Entsetzen fuhr Walther nach seinem Weidmesser. Aber schon war sein Arm mit kräftigern Fäusten gehalten. Er wurde zu Boden gerissen und gefesselt. Umsonst wehrte er sich verzweifelnd; er erlag der Uebermacht. Einen Knebel befestigten sie nun

in seinen Mund. Die Augen wurden ihm verbunden, und so schleppten sie ihn so schnell als möglich von der Stelle weg tiefer in den Wald und in der der Burg entgegengesetzten Richtung. Drei Tage wanderten sie nun kreuz und quer in dem Walde herum, der sich meilenweit ins Land hinzog. Der Bube diente als Spürhund, der stets vorausging und kundschaftete. Erst am vierten Tage nahen sie sich der Burg Lützelhart, hielten sich aber noch immer verborgen, bis die Nacht gewitterschwanger sich über die Berge und Täler lagerte; dann erst führten sie den Unglücklichen, der von der Wanderschaft bis zum Tode ermüdet war, in die Burg und senkten ihn in ein tiefes Verlies, wohinein nie ein Sonnenstrahl gedrungen war. Den Gewinn hatten sie von dieser List, dass Walther, völlig irre geführt, währte, er sei in eine ungeheure Entfernung geschleppt worden. Auch war ihm kein Wort von seinen Räubern zu Ohr gekommen, da sie nur miteinander flüsterten. Um aber Frau Hedwig zu überzeugen, dass der Gatte tot sei, hatten sie ihm das Wams ausgezogen und es mit dem Blute des Hundes benetzt, dessen Todespfeil sie ebenfalls blutig dabei liegen liessen, dessen Körper sie aber in einen nahen Waldstrom warfen.

Triumphierend vernahm Diepold die Erzählung seiner Knechte. Er musste mit der Art der Ausführung des Bubenstücks gänzlich zufrieden sein und belohnte sie reichlich. Dennoch schlug ihm das Gewissen. Er wagte nicht nach Hohengeroldseck zu gehen, ehe er versichert war, dass man auf ihn keinen Verdacht werfe. In der Nacht, welche der Ankunft Walthers in der Burg Lützelhart folgte, kam ein Bote von Frau Hedwig, der ihm die Trauerbotschaft meldete und ihn aufbot, mit seinen Mannen den Verlorenen suchen zu helfen. Bestürzt und tief betrübt von des Boten Kundschaft, gab er sogleich Befehl, dass alles, was Leben und Atem in seiner Burg und seinen Dörfern hatte, aufbrach. Die ganze Nachbarschaft, die Bevölkerung des Tales erhob sich, den Leichnam oder den lebendigen Ritter wieder zu gewinnen. Mehrere Tage hindurch durchsuchte man den Forst in allen Richtungen, den Waldstrom und die Schluchten der Gegend. Wohl fand man den getöteten Hund, aber von dessen Herrn keine Spur. Das Blut, das am Fusse der Eiche lag, sah man für das seine an, und über seinen Tod blieb kein Zweifel mehr, als Diepold die Kunde von Strassburg erhielt, dass wandernde Zigeuner alldorten das Weidmesser Herrn Walthers verkauft hätten und auch sein silbernes Hifthorn.

So blieb der unglücklichen Hedwig nichts übrig, als den geliebten Gatten zu beweinen. Jede Hoffnung, ihn jemals wieder zu sehen, war ja verschwunden, da die wahrscheinlichste Lösung aller Rätsel die war, dass die Zigeuner ihn

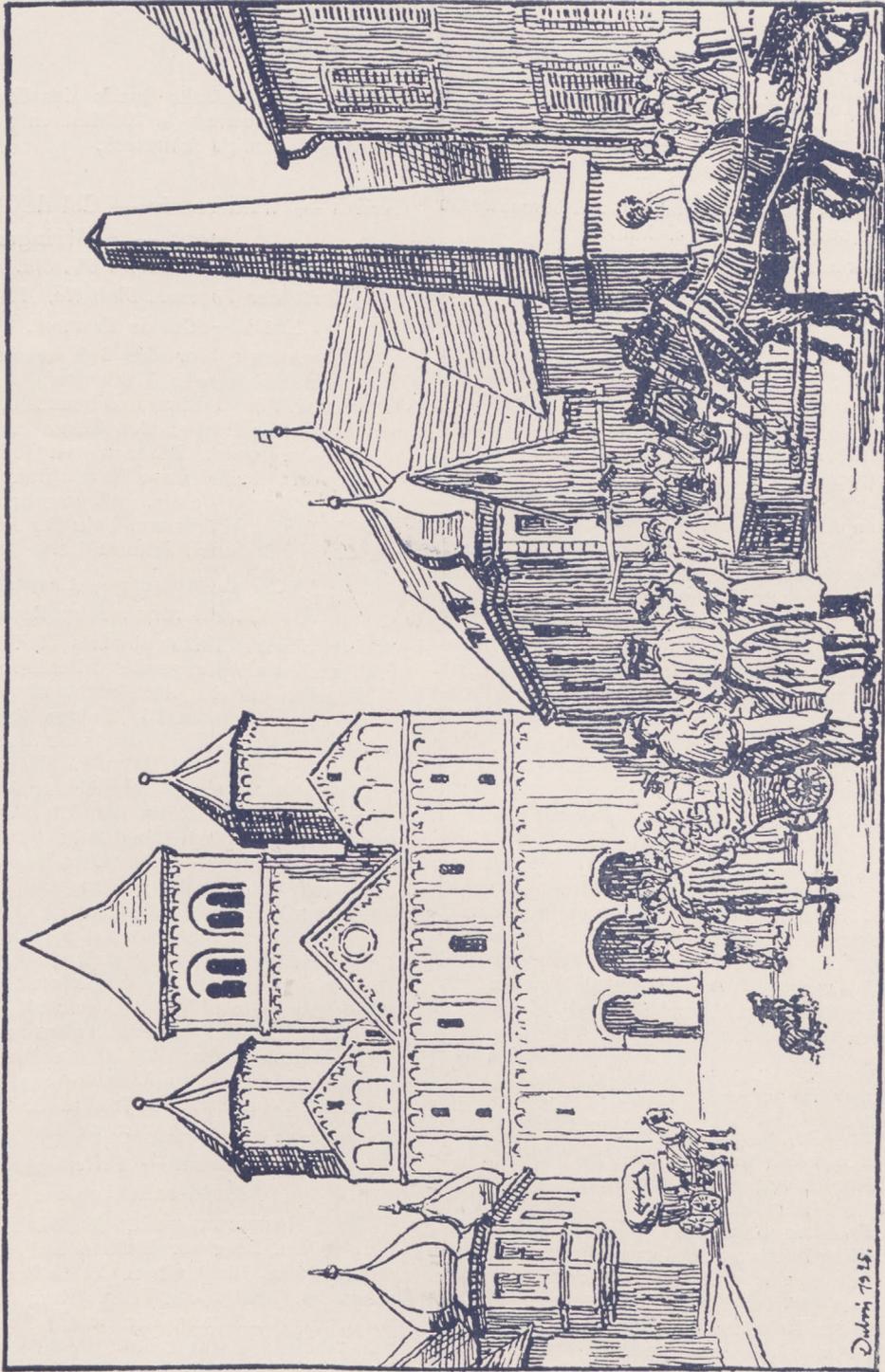
überfallen, gemordet und, um möglichst jede Spur zu tilgen, den Leichnam in den Rhein geworfen hätten. Diepold, der sich viel Mühe gab, die Wahrheit über Walthers Verschwinden zu erforschen, brachte wenigstens diese Kunde nach Hohengeroldseck.

Unsäglich war und untröstlich Frau Hedwigs Schmerz. Ihre Ehe war ein Leben gewesen wie das der Engel Gottes, in Liebe, in Friede, in frommem Sinn. Nie hatte Walther sie betrübt, nie sie gekränkt. Nie hatte, auch wenn nur auf Augenblicke, der Hader sich unter ihnen eingeknistet. Dieses harmlos-glückliche Leben war nun gestört, vernichtet! Armes Weib! Hättest Du ahnen können, dass der heuchlerische Schurke, welcher mit dir scheinbar so aufrichtig trauert, sogar Tränen des Schmerzes weint, der sich scheinbar so viele Mühe gibt, nach deinem unglücklichen Gatten zu forschen, gerade der Mörder deines Glückes, der Urheber all des Jammers, der Todfeind deines Gatten sei! Sie ahnte nichts, und ihr tat es wohl, jemanden zu haben, mit dem sie über den Verlorenen reden konnte. Und niemand war so durchdrungen von Walthers hohem Werte als Diepold; niemand sprach so schön und wahr über seine Tugenden als er. Darum fand er sich auch sehr oft auf der Burg ein.

In Diepolds Herz lebte jetzt die Hoffnung auf. Er rechnete fest darauf, dass er viel seit Walthers Verschwinden gewonnen habe. Ihn zu töten, vermochte er nicht. So ganz Teufel war er noch nicht, dass er kaltblütig ein edles Leben hinschlachten oder hinmorden lassen konnte. Ihn dünkte es weniger strafbar, ihn bis zum Ende seiner Tage eingesperrt zu halten. Ja, seine menschlichen Gefühle reichten noch so weit, dass er ihn nach etlichen Wochen in einen trockenen Kerker bringen liess, da ihm der Wärter sagte, der Gefangene müsse da unten faulen bei lebendigem Leibe. Walther, durchaus nicht ahnend, wo er sei, wurde also mit verbundenen Augen in den andern Kerker gebracht. Der Wärter sprach kein Wort mit ihm, gab auf keine Frage Antwort; denn es war ihm bei Todesstrafe verboten.

Anfänglich glaubte der gefangene Ritter, da er sich keines Feindes entsinnen konnte, der ihm solche Unbill aus Rache zufüge, es sei aus Habsucht geschehen, um ein ungeheures Lösegeld zu erhalten; allein auch das war nicht der Fall; denn es vergingen Wochen und wurden Monate; das erste Jahr lief ab, und seine Sehnsucht nach Freiheit und seinen Geliebten, über deren Schicksal er nichts wusste, dehnte seine Gefangenschaft zu Ewigkeiten. Lebte Hedwig noch, dachte er, sie würde dich gewiss, und sollte sie alle deine Habe gegeben haben, lösen. Also, sie ist tot! Und deine Kinder, die blühenden, vielversprechenden Knaben! O, der Schmerz zerriss sein Herz!

(Schluss folgt.)



A. Dubois

Maursmünster

Ausschau

Vogesenwanderungen

Schirmeck — Kohlberg — Kleiner Donon — Stern — Minières — Grandfontaine — Schirmeck.

Gehzeit : 6¹/₄ Std.

Karte der Vogesen : Blatt No. 9 und 11 : Alberschweiler und Oberes Breuschtal.

a) *Schirmeck — Kleiner Donon.* 2³/₄ Std.

Markierung : grün-weiss-grün.

Vom Bahnhof links der Strasse an der Bahn entlang folgen. Nach 5 Minuten links auf Brücke über die Bahn. Bald bei Teilung, Strasse rechts aufwärts. Nach 10 Minuten vor dem Haupteingang des Sanatoriums rechts Fahrweg aufwärts. (Links aufwärts «blauer Strich» ebenfalls zum Donon.) Nach 2 Minuten bei Teilung rechts abwärts über ein Bächlein. Bald Pfad links aufwärts. In 10 Minuten am *Place Clémenceau* eine Waldstrasse kreuzen. Nach 8 Minuten bei Pfadteilung rechts aufwärts. Nach 20 Minuten bei Pfadteilung rechts. Nach 6 Minuten Fahrweg links aufwärts, und nach 1 Minute Pfad links aufwärts. Kürzung einer Kehre des Fahrweges. Nach 3 Minuten dem Fahrweg links auf der Höhe folgen. Nach 8 Minuten rechts in den Wald. Markierung : blauer Strich. Wegweiser : Col entre les deux Donons. Nun dem Pfad im Walde geradeaus aufwärts folgen. Keine Markierung. (Links «blauer Strich» zum Dononsattel.) Bald Karrenweg kreuzen. Nach 10 Minuten Fahrweg links aufwärts. Markierung : gelb-rot-gelb. Nach 3 Minuten bei Wegeteilung rechts aufwärts und nach wenigen Schritten Pfad rechts aufwärts. Wegweiser : Noll, Narion, Nideck, Mutzigfelsen. (Links führt die Markierung «gelb-rot-gelb» zum Dononsattel.) Nach 6 Minuten Pfad links im Zickzack aufwärts. Markierung : gelber Strich. Nach 10 Minuten bei Pfadteilung rechts aufwärts über den Rücken des Kohlberges. In 30 Minuten im *Kohlbergsattel*. Hier einige Schritte dem Fahrweg links folgen dann Pfad recht aufwärts. Nach 13 Minuten links aufwärts in den Sattel* und dann links aufwärts in 12 Minuten auf den *Kleinen Donon* (964 m). Prächtige Aussicht.

b) *Kleiner Donon — Schirmeck.* 3¹/₂ Std.

Markierung : gelber dann blauer Strich.

Vom Felsen abwärts in den Sattel*, dann links abwärts in 10 Minuten auf einer Waldstrasse und dieser rechts folgend in 4 Minuten in den *Dononsattel*. Bei den Bänken dem Fahrweg links eben folgen. Markierung : blauer Strich. Wegweiser : Plateforme du Donon. Nach 20 Minuten links abwärts. Markierung : roter Strich. In 10 Minuten am *Hotel Velleda*. Gegenüber dem Hotel der Strasse auf der Höhe folgen. Nach 5 Minuten beim Restaurant du Donon geradeaus weiter. (Links auf der Matte ein Militärfriedhof.) Nach 2 Minuten bei Strassenteilung links aufwärts. Wegweiser : Prayé. Die Strasse führt ständig eben auf der Höhe fort, an der Ferme Albreyhaut vorbei, und erreicht nach 25 Minuten den *Stern* (Etoile). Hier dem Fahrweg links abwärts folgen. Markierung : blau-weiss-blau. Nach 10 Minuten bei Teilung links am Forsthaus *Les Minières* vorbei. Nach 5 Mi-

nuten links die starke Quelle des Grandfontainebaches. Nun ständig abwärts in 20 Minuten nach *Grandfontaine* und 1¹/₂ Std. nach *Schirmeck*.

Krüth — Wildenstein — Col de Bramont — Drumont — Felleringen.

Gehzeit : 8³/₄ Std.

Karte der Vogesen. Blatt No. 17 : Wildenstein.

a) *Krüth — Col de Bramont.* 1¹/₄—2¹/₄ Std.

Anmerkung : Wer die 6 Kilometer Strassenwanderung von Krüth nach Wildenstein vermeiden will, hat Gelegenheit, das Postauto zu benutzen, welches zu gewissen Zeiten die Post an den Zügen in Krüth abholt.

Bei den letzten Häusern von Wildenstein Fahrweg rechts und bald bei einer Fabrik links Pfad über Matten aufwärts. Nach 15 Min. Fahrweg kreuzen. Nach weiteren 15 Min. wieder einen Fahrweg kreuzen. In 30 Min. am *Col de Bramont*. Schutzhütte.

b) *Col de Bramont — Drumont.* 4³/₄ Std.

Markierung : rotes Rechteck.

Der Strasse links abwärts 50 Meter folgen, dann Pfad rechts am Hange des Altenberges aufwärts. Nach 45 Minuten auf der Höhe rechts abwärts und bei Pfadteilung geradeaus in 10 Minuten im Col de Pourri-faing. Nun dem Pfad rechts an der früheren Grenze entlang folgend in 20 Minuten im Bocklochsattel und rechts in 30 Minuten zur *Melkerei Gross Winterung* (Grand Ventron). Wirtschaft. Hier dem Fahrweg links folgen und bald am Waldrande bei Wegeteilung links eben fort. Nach 7 Minuten über Weidefläche rechts aufwärts und bald wieder in den Wald, ständig dem guten Pfad folgen. Nach 33 Minuten bei den Weideflächen der Ferme Wintergès links um den Wintergèskopf und in 45 Minuten auf dem Felsachkopf (1164 m). Dem Pfad an der Steinmauer abwärts folgend in 20 Minuten im *Winterungssattel* (Col de Ventron) 889 m. Man kreuzt die Strasse und folgt dem Fahrweg. Bald bei Teilung rechts aufwärts. Nach 20 Minuten bei Pfadteilung links Pfad aufwärts in 40 Minuten zum Felleringer Kopf (1222 m). Von hier abwärts in 30 Minuten zum *Drumont* (1200 m). Uebernachten im Wirtshaus.

c) *Drumont — Felleringen.* 1³/₄ Std.

Markierung : gelber Strich.

Vom Restaurant rechts aufwärts über den kahlen Bergrücken. Berg zur Linken. Auf der Höhe bei Pfadteilung links. (Rechts zum Col de Bussang). Nach 20 Minuten bei Pfadteilung links. (Rechts zur Ferme Brennwald oder Gustiberg, Wirtschaft.) Nach weiteren 20 Minuten bei Pfadteilung links abwärts. (Rechts zur Ferme Brennwald.) Nach 3 Minuten bei Pfadteilung links. Nach 20 Minuten bei Pfadteilung wieder links. Nach 15 Minuten kreuzt man den Bahndamm der neuen Linie nach St. Maurice. Nun der Strasse links folgen. Nach 10 Minuten bei Teilung rechts und nach einigen Schritten links Pfad über Matten in 10 Minuten zum Bahnhof *Felleringen*.

Alfred Gaessler



Tél: 882

A-GUEBROARD



Étudie,

Crée,

Réalise

Dessins & Clichés

2. Place Guillaume Tell

TRAIT - SIMILIGRAVURE - TRICHROMIE

L'Hygiène Naturelle

Monatsschrift für naturgemässe
Lebensweise und Heilkunde

Praktischer Wegweiser
zum gesund werden
und gesund bleiben.

Jahresabonnement 9 Frs. Probenummer gratis
Verlag: GUEBWILLER, rue Clémenceau 6 - 8

Westermanns Monatshefte.

Oberstleutnant a. D. Dr. Wilhelm Solger gibt in der Märzfolge von Westermanns Monatsheften Aufschluss über die operative Bedeutung des deutschen Angriffs auf Verdun, der am 21. Februar 1916, also vor 20 Jahren begann. Ernst Kammerer erzählt in dem Aufsatz «Vier malen die Autobahn» von 4 Münchner Malern, die den Bau der Autostrassen in mehreren Gemälden, besonders im Hinblick auf die Umgestaltung der Landschaft, festgehalten haben, denn nicht nur verkehrstechnisch und volkswirtschaftlich sind die Reichsautobahnen von grosser Bedeutung, sondern auch für die Kunst, die sich aufgerufen fühlt, den Bau der Autostrassen darzustellen und zu rühmen. Hervorragende Wiedergaben dieser Gemälde vervollständigen den Beitrag. «Das Auto von morgen» betiteln die Ingenieure B. & H. von Römer ihre Abhandlung über neue Bauformen und neue Treibmittel in der Autoindustrie. Von unterhaltenden Beiträgen sind zu erwähnen: Die Fortsetzung des Romans von Hermann Eris Busse, «Der Tauträger», «Der Wolf», eine Erzählung von Martin Raschke und die Novelle «Nelsons Offiziere» von Alfons v. Ezibulka. Elf farbige Wiedergaben nach Aquarellen von Leo Nyssen schmücken den Aufsatz «Essen» von Karl Sabel, in dem die Industriestadt auf ihre landwirtschaftliche Schönheit untersucht wird. Besondere Beachtung verdient die Würdigung des letzten Werkes von Georg Stammer «Im Herzschlag der Dinge» durch Hellmuth Langenbacher. Auch die Beiträge «Vom Recht der Ehefrau» von Dr. jur. Alexander Elster, «Südafrika, das Land der Gegensätze», von Dr. Marc. R. Breyne und «Die guten Räuber» (Nützlinge unserer Gärten) von O. Nebelthau werden Interesse finden. Auf die vielen, meist mehrfarbigen Kunstblätter und Einschaltbilder sei besonders hingewiesen. Probenummer auf Wunsch kostenlos vom Verlag in Braunschweig.

Hôtels recommandés

Hôtel-Restaurant

Ferme Rimlishof an der Strasse Guebwiller-Murbach. Vielbesuchter Ausflugsort. Angenehmer Ferienaufenthalt in schönster Lage. Gute bürgerliche Küche, kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. Komfortable Zimmer mit fliessendem Wasser kalt und warm. Gemütlicher Alt-Elsässer Speisesaal. Grosser Saal mit sonniger Terasse für Sociétés. Erstklassige elsassische und französische Weine. Tél. Buhl 06

Propriétaire: Blaser-Probst.

Hôtel-Restaurant de l'Agneau Blanc

Lautenbach près Guebwiller (Haut-Rhin), Téléphone 115 Guebwiller. R. C. Colmar 6876. Déjeuners et Diners à toute heure — Renommée pour truites et carpes — Pension — Chambres confortables — Salles pour sociétés — Centre d'excursions — Autos-Garage. Victor Bordmann.

Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiher).

Guebwiller Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées. „Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés'

Hôtel Stauffer

Le Hohwald altitude 650 m. Téléph. 5. En excursion, en auto, pour votre séjour, visitez l'Hôtel Stauffer. Prix très modérés. Jardin, terrasse, garage. Chauffage central. Halte (pl. p. autos). Bien à recommander. Bien agrandi par construction nouvelle.

Ch. Stauffer.

Hôtel du cheval blanc.

Lembach Agréablement situé au milieu de 9 châteaux A proximité du Fleckenstein, Hohenburg Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Recommandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

Hôtel du Lion.

Schönau à la frontière d'Alsace-Palatinat. O. Mischler.

Hôtel de la Chaîne d'or (Kette)

Niederbronn-les-Bains Téléphone 50. Grande salle pour sociétés. Eau courant chaud et froid dans toutes les chambres, chauffage central. Maison recommandée aux voyageurs et touristes.

Prop.: Mad. Vve A. Kieffer-Jund.

Hôtel Lac de Lauch (Lauchensee)

Lauchensee 945 m alt. Stations: Lautenbach, Metzeral et Kruth. A proximité du Ballon, Markstein, Vallée de Guebwiller. Bonne cuisine, froid et chaud à toute heure. Pension et chambres. Téléphone Guebwiller.

Prop.: Beyer.

